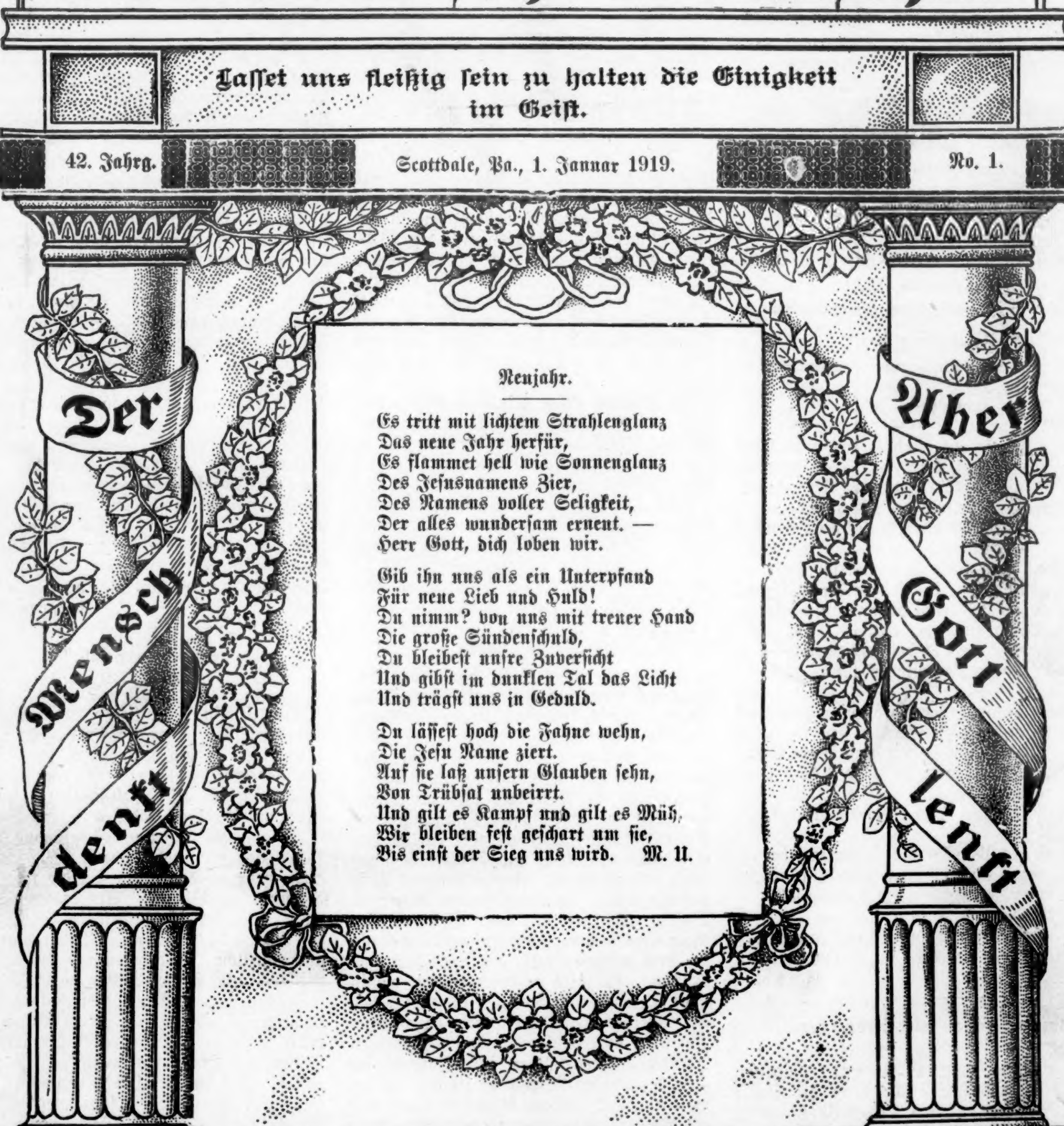
Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

42. Jahrg. | Scottdale, Pa., 1. Januar 1919. | No. 1.



Neujahr.

Es tritt mit lichtem Strahlenglanz
Das neue Jahr herfür,
Es flammet hell wie Sonnenglanz
Des Jesusnamens Zier,
Des Namens voller Seligkeit,
Der alles wundersam erneut. —
Herr Gott, dich loben wir.

Gib ihn uns als ein Unterpfand
Für neue Lieb und Huld!
Du nimm? von uns mit treuer Hand
Die große Sündenschuld,
Du bleibest unsre Zuversicht
Und gibst im dunklen Tal das Licht
Und trägst uns in Geduld.

Du lässest hoch die Fahne wehn,
Die Jesu Name ziert.
Auf sie laß unsern Glauben sehn,
Von Trübsal unbeirrt.
Und gilt es Kampf und gilt es Müh,
Wir bleiben fest geschart um sie,
Bis einst der Sieg uns wird. M. U.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

MENNONITISCHE
Rundschau
Published by the
Mennonite Publication Board
Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Published every Wednesday.

Subscription price $1.00 per year in advance.

All correspondence and business matter should be addressed:

C. B. Wiens, Editor.
MENNONITE PUBLISHING HOUSE
Scottdale, Pa.

1. Januar 1919.

Zum neuen Jahre.

Hinein, hinein, es wird so tief nicht sein!
Der Israel den Weg im Meer bereitet,
Und wundersam bis heut auch dich geleitet,
Der geht mit dir in's neue Jahr hinein,
Darum hinein, es wird so tief nicht sein!

Hinan, hinan, die steile Himmelsbahn!
Halt dich an ihn, so wird es dir gelingen,
Und Adlergleich wirst du dich aufwärts schwingen,
O sei getrost, dein Jesus geht voran —
Darum hinan, die steile Lebensbahn!

Hinaus, hinaus, hier bist du nicht zu Haus!
Was baust du dich auf Erden denn so feste?
Hier sind wir Pilger nur und kurze Gäste,
Bald heißt es: fort; — o schick dein Herz voraus,
Hinaus, hinaus, in's liebe Vaterhaus.

Und dann hinein, hinein, ja himmelein!
Herr, segne du dies neue Jahr auf Erden;
Und wem es hier sein letztes Jahr soll werden —
Wir wissen's nicht, du weißt es ja allein—
Dem laß sein erstes es im Himmel sein!

A. Morath.

Unsere Zuflucht beim Wechsel der Zeit.

Herr, Gott, du bist unsere Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Psalm 90, 1. 2.

An dem Morgen eines neuen Jahres errichten wir dem treuen und barmherzigen Gott einen Dankaltar und schreiben darauf: „Bis hierher hat uns Gott gebracht!" In dieses Wort und Bekenntnis fassen wir zusammen alle Erfahrungen des verflossenen Jahres, darin liegt zugleich die Gewähr, daß er, der bisher der Helfer war, es auch in dem neuen Jahre sein wird. Ja wahrlich, Hilfe tut uns not. Mögen viele im Vertrauen auf das Fleisch, d. h. ihre Kraft, in das neue Jahr hineingehen, mögen andere leichtsinnig über die Schwelle laufen, die zwei Jahre scheidet, du und ich, wir können das nicht und wollen es nicht. Wir empfinden es tief, wie elend und hinfällig das Menschenleben ist, und wie gar wenig dazu gehört, um es auszulöschen. Da stärken wir uns das Herz mit dem Ausblick nach oben. Fest und unerschütterlich stehen die Berge Gottes als gewaltige Zeugen seiner Allmacht da. Ich habe die majestätischen Alpen im Sommer dastehen sehen, bedeckt mit „ewigem" Eis und Schnee, welch ein großartiger Anblick ist das. Was ist dagegen der Mensch! Wie wunderbar ist die Erde, auf der wir wohnen, die in unbegreiflicher Schnelligkeit durch den Weltraum dahinsaust, und doch wohnen wir so sicher darauf und bedenken's nicht, was für ein Werk der Allmacht, Weisheit und Güte sie ist. Was muß das für ein Gott sein, der sie geschaffen und erhält! Dieser Herr und Gott ist es, an den wir uns im Gebet wenden. An ihn glauben wir und wissen, daß dieser Glaube keine Einbildung ist, kein Hirngespinst, sondern das Auge, durch das wir den Unsichtbaren und Verborgenen erkennen. Zu ihm dürfen wir beten, er selber fordert uns dazu gar oftmals in der Schrift auf, daß wir alle Anliegen vor ihn bringen sollen. Welch ein herrliches Vorrecht. Zu keinem Könige und Kaiser dürfen die Untertanen zu irgend einer Zeit, sei es bei Tag oder Nacht, kommen, zu dem großen Gott und Herrn im Himmel aber, dem König aller Könige und Herrn aller Herrn, dürfen wir uns nahen.

Ja, dieser ewige Gott, der weder Anfang noch Ende hat, dessen Uhr nach Jahrtausenden geht, während unsere die Minuten und Stunden zählt, der ist unsere Zuflucht, und zwar nicht nur für heute oder morgen, sondern für und für. Zuflucht, du brauchst sie, du Wanderer nach der Ewigkeit. Was das neue Jahr dir und mir bringen wird, keiner weiß es, aber daß es uns viel Ungemach, Weh und Trübsal bringen wird, daß ist gewiß. Keiner von uns ist so töricht, lauter Sonnenschein zu erwarten. Wohin wollen wir uns denn flüchten? Wer irgend wo anders seine Zuflucht sucht, als bei dem ewigen Gott, der wird betrogen werden. Da wird er dann finden, wohin seine Klugheit und Weisheit führt und was es einbringt, von dem Herrn zu weichen. Wie sicher und wohl geborgen sind hingegen die, die bei dem Herrn ihre Zuflucht suchen, die werden sie auch da finden. Wenn es stürmt und wettert, blitzt und kracht und die Verderbensfluten einherrauschen, dann flüchten wir uns zu dem, der eine feste Burg ist. In die dringt kein Feind, wider die mögen sie rennen und toben und wüten, sie werden hier jämmerlich zu schanden. Wenn anders wir rechte Gotteskinder sind, dann sind unsere Feinde unsers Gottes Feinde und unsere Angst und Not ist seine Angst und Not. Ist er wirklich unsere Zuflucht, dann zagen wir nicht, vielweniger verzagen wir, nein, dann haben wir festen Mut, und haben das unerschütterliche Vertrauen, daß der Herr und Vater unsere Sache führen wird. In allen Bekümmernissen muß er unsere Zuflucht sein und bleiben, auch dann, wenn es uns bange wird um unser Seelenheil. Nicht wir sind es, die sich selig machen, nein, Jesus ist der Retter, Erlöser, Heiland. Der das gute Werk in uns angefangen hat, der wird es auch weiter führen und vollenden. So wollen auch wir nicht verzagen im Blick auf die Nöte der Kirche. Noch immer ist Christus ihr Herr und Haupt, und er bleibt es auch. Er sorgt dafür, daß das Schifflein seiner Kirche weder an den Klippen des Vernunftglaubens zerschellt, noch auf die Sandbänke des Kleinglaubens gerät. Er ist der Steuermann, er bringt das Schifflein in den sicheren Port.

Der Herr, unsere Zuversicht, bleibt. Auch im neuen Jahre werden viele in des Todes Staub sinken, viele auch von uns. Der Ewige, der sie ins Dasein gerufen, läßt sie dahin sinken, sie sind wie das Gras, das da frühe blühet, aber des abends, oder noch früher, abgehauen wird und verdorret. Kommt ihre Zeit und Stunde, dann ruft er sie zurück. Er aber bleibt, wie er ist. Tausend Jahre sind vor ihm wie der Tag, der gestern vergangen ist, aber der Tag, der gestern vergangen ist, ist vor ihm auch wie tausend Jahre. Du aber, Kind der Zeit, suche die Ewigkeit und werde immer mehr ein Ewigkeitsmensch. Dann hängst du nicht mehr an der Welt und ihren Dingen, sondern siehst alles im Lichte der Ewigkeit an. Herr der Ewigkeit, wir sind dein, ob wir leben oder sterben, laß uns nur dein bleiben. — Ausgewählt.

„So der Herr will."

Das ist ein bekanntes Wort. Manche Christen führen es täglich im Munde. Bei allem, was sie sich vornehmen, was sie zu tun gedenken, planen und versprechen, glauben sie hinzufügen zu müssen: „So der Herr will!" Aber dadurch kommen viele in Gefahr, das Wort zuletzt wie eine bloße Redensart zu gebrauchen. Sie denken nicht mehr an den Sinn, an die tiefe Bedeutung des Wortes. Sie beachten nicht mehr, daß der einschränkende Satz: „So der Herr will," völlige Selbstverleugnung und gänzliche Unterordnung des eigenen Willens unter Gottes Willen in sich schließt. „So der Herr will!" das ist bald gesagt; wichtiger ist, ob wir es mit dem Worte auch ernst nehmen, ob wir wirklich nach dem Willen des Herrn fragen und ihn machen lassen. Und das ist nicht so leicht und muß durch viel Uebung erst erlernt werden. „So der Herr will!" Dieses Wort lesen wir im Brief des Jakobus. In seinem vierten Kapitel schreibt er: „Wohlan, die ihr saget: Heute oder morgen wollen wir in die und die Stadt gehen, da ein Jahr zubringen, Geschäfte treiben und Gewinn machen. Die ihr doch nicht wisset, was morgen sein wird. Denn was ist euer Leben? Ein Dampf ist es, der eine kurze Zeit sichtbar ist, hernach aber verschwindet. Dafür ihr sagen solltet:

So der Herr will und wir leben, wollen wir dies und das tun." Was Jakobus in dieser Stelle ausführt, ist uns ohne weiteres wohl verständlich und leicht auch auf unsere Verhältnisse und Umstände anzuwenden. Der Mensch denkt, Gott lenkt. Der Mensch nimmt sich vor, dies und das zu tun; er macht sich seine Pläne, seine Zeiteinteilung, trifft die nötigen Vorbereitungen und denkt, nun kann's nicht fehlen, das Vorhaben, das Geschäft muß gelingen. Aber er vergißt, daß unser Leben ein Dunst ist. Wenn Krankheit, widrige Umstände, Unglücksfälle eintreten, schlägt der Plan fehl, so klug er auch berechnet war. Der Mensch vergißt, daß unser Leben in Gottes Hand steht, daß sein Wille es ist, der auch das Kleinste in unserem Leben ordnet und lenkt. Und seinem Willen kann niemand widerstreben (Röm. 9, 19). Es sind so viele Menschen unglücklich und unzufrieden. Das kommt daher, daß es in ihrem Leben so oft anders geht, als sie sich's ausgedacht haben. Ihre Pläne werden zu Schanden, ihr Streben, ihr Rennen und Jagen ist nicht von dem Erfolg begleitet, den sie sich wünschen. Sie haben Gott aus ihrem Leben ausgeschaltet, oft ganz unbewußt, und nun sind sie unglücklich, wenn sie doch seine starke Hand fühlen müssen. Des Herrn Wille geht durch, ob wir uns denselben gefallen lassen und uns ihm willig und freudig unterordnen, oder ob wir uns ihm widersetzen und ihn zu hindern suchen.

„So der Herr will!" darnach richtet sich der Christ, der in wirklicher Lebensgemeinschaft mit dem Vater steht. Er weiß, ich bin nicht Herr über meine Zeit. Zwar muß auch er, wenn er eine Arbeit vornehmen, ein Geschäft treiben will, Pläne fassen, überlegen, nachdenken, die besten Mittel und Wege suchen, Hemmungen und Widerwärtigkeiten aller Art entgegentreten und sich überwinden. Aber er nimmt in seinen Plan Gott mit hinein und will ihn walten lassen. „Nicht mein Wille geschehe, sondern dein Wille." Er vergißt in seiner Rechnung den wichtigsten Faktor nicht, ohne den alle menschliche Berechnung und Klugheit zu Schanden wird. Gott sitzt im Regimente, in seiner Hand laufen alle Fäden zusammen, und nur wenn er will, werden wir leben und unser Werk hinausführen. Wohl uns, wenn wir in unserem Vornehmen nicht unsern Willen durchsetzen, unsere Gedanken verwirklichen wollen, sondern in Aufrichtigkeit unseres Herzens sprechen können: „Deinen Willen, mein Gott, tue ich gern" (Ps. 40, 9). So der Herr will! heißt auch: ich will von meinem Vorhaben zurücktreten, meinen Plan fahren lassen, sobald ich merke, daß ich nicht in Uebereinstimmung mit Gottes Willen bin und er mich einen andern Weg führen will. In dieser Abhängigkeit, in dieser selbstlosen, demütigen und seligen Stellung zu Gott stand Jesus selbst. „Meine Speise ist die, daß ich den Willen tue des, der mich gesandt hat, und vollende sein Werk. Ich suche nicht meinen Willen, sondern des Vaters Willen, der mich gesandt hat." und auch im Leiden spricht er: Ich will, wie mein Gott will. „Mein Vater, ist es möglich, daß dieser Kelch von mir gehe, ich trinke ihn denn, so geschehe dein Wille." „Will's Gott!" sagt Paulus in Ephesus zu den Juden, als er ihnen das Versprechen gab, wieder zu ihnen zu kommen „Apg. 18, 21". Und in seinen Briefen finden wir mehrmals den Ausdruck: „So es der Herr zuläßt." Damit kennzeichnet er seine Stellung zum Herrn; er stand in Harmonie mit dem göttlichen Willen.

Der letzte Tag.

Ich spreche vom letzten Lebenstage. Dieser Tag führt eine Trennung herbei von alle dem, was man in dieser Welt teuer und hoch achtet. Wie notwendig ist es daher, sich für diese Trennung vorzubereiten. Anstatt Leib und Geist täglich abzumühen mit der bloßen Sorge für das irdische Leben, wäre es viel ratsamer, sich so einzurichten, daß man noch glücklich sein kann in seiner Trennung, wo nichts mehr von alle dem, was diese Welt geben kann, übrig bleibt.

Dieser Tag führt nicht allein das Ende der irdischen Laufbahn herbei, sondern versetzt auch den unsterblichen Geist in eine andere Welt und in ganz andere Verhältnisse. Der Geist wird vom Leibe getrennt, und „wie der Baum fällt, so bleibet er liegen," d. i.: sein Schicksal, sei es nun Glück oder Unglück, ist dann für ewig entschieden, obwohl es nicht eher den Grad der Vollendung erreicht, bis Seele und Leib in der Auferstehung wieder vereint werden. Während dieser Zeit befindet sich die Seele an einem, ihrem Charakter angemessenen Ort, deren jedoch die Heilige Schrift nur zwei nennt. Welch eine große Veränderung führt doch der letzte Lebenstag herbei! — Hier in dieser Welt ist Gutes und Böses, Freude und Leid miteinander vermischt, aber nicht so in jener; denn dort ist Qual und Pein, ohne allen Trost und ohne Hoffnung, denn „daselbst müssen doch aufhören die Gottlosen mit Toben; daselbst ruhen doch, die viel Mühe gehabt haben" (Hiob 3, 17).

Aber auch die Verhältnisse, in denen der Mensch hier steht, erleiden mit dem letzten Tage seines Lebens eine große Veränderung. Die Probe- und Prüfungszeit dieses Lebens hört dort auf, denn diese kann nur stattfinden, so lange als Gott dem Menschen Freiheit läßt, zwischen Himmel und Hölle zu wählen. Diese Freiheit ist jenseits nicht mehr vorhanden, denn es ist eine große Kluft zwischen beiden Orten befestigt, daß niemand hinab noch herüber kommen kann, obgleich er wollte. (Siehe Luk. 16, 26.) Außerdem findet ein anderer merkwürdiger Wechsel der Verhältnisse statt, die Jesus in den wichtigen Worten in Joh. 9, 4 zum Ausdruck bringt: „Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann." Hiermit ist nicht gemeint, daß mit dem Tode des Leibes der Geist in eine gänzliche Untätigkeit versetzt wird, sondern nur, daß keine Gelegenheit mehr sein wird, sich auf die Erscheinung Jesu Christi zum großen Weltgericht vorzubereiten. Die Zeit zur Saat für die Ewigkeit hört auf. Eine göttliche Traurigkeit, die zur Seligkeit wirkt, findet nach dem Tode nicht mehr statt, und eine solche Reue, wie der reiche Mann hatte, ist zur Vorbereitung für den Himmel fruchtlos. Sein Gebet fand keine Erhörung mehr.

Aber auch bei denen im Paradiese kann nicht mehr von einer „Saatzeit" die Rede sein; denn was Gottes Wort uns darstellt unter dem Wort „Ernte," ist nur die Folge unseres Tuns und Lassens in dieser Welt. Hier mögen zwei zu gleicher Zeit den Weg zum Himmel betreten und beenden, aber es mag der Fall sein, daß einer durch fleißigere und treuere Anwendung der Gnade Gottes dem andern weit vorkam. Mit diesen Vorzügen wird er auch am Tage des Gerichts erscheinen, denn was auch immer für Fortschritte in der andern Welt gemacht werden mögen, so kann doch dort niemand den andern einholen.

Von welch großer Wichtigkeit sind daher die Worte unsers Herrn: „Ich muß wirken, solange es Tag ist." Um aber eine weise Anwendung unsrer Lebenszeit zu machen und für die ewige Herrlichkeit recht geschickt zu werden, ist es notwendig, noch eines andern Tages, nämlich des letzten von allen zu gedenken, wo Zeit aufhören und nur Ewigkeit sein wird.

Aus der göttlichen Offenbarung, die allein den Schleier der Zukunft für uns genügend enthüllen kann, sehen wir, daß dieser Tag unabänderlich kommen muß, denn Gott hat einen Tag gesetzt, „an welchem er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit, durch einen Mann, in welchem er's beschlossen hat" (Apg. 17, 31). Wann aber dieser Tag hereinbrechen wird, „weiß niemand, auch die Engel nicht im Himmel, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater" (Mark. 13, 32); „denn wie ein Fallstrick wird er kommen über alle, die auf Erden wohnen" (Luk. 21, 35); woraus deutlich hervorgeht, daß alle, die sich einbilden, die Zeit berechnen und bestimmen zu können, sehr im Irrtum sind. Wollen wir aber solche Irrende zurechtweisen und andere davor warnen, so haben wir uns wohl zu hüten, das entgegengesetzte Extrem anzunehmen und zu sagen: „Dieser Tag komme noch lange nicht."

—Evangeliums-Posaune.

Unser Vater.

„Bist du doch unser Vater. Denn Abraham weiß von uns nicht, und Israel kennet uns nicht. Du aber, Herr, bist unser Vater und Erlöser; von alters her ist das dein Name." Jes. 63, 16.

Das ist doch keine Frage: ein reiches, überreiches Kapital von Liebe, von Gottes- und von Menschenliebe hat mir dies Jahr gebracht, und was in unserem Abschnitt heute Jesaias ausspricht, — prophetisch kann ich es auch auf mich deuten, und ganz wörtlich hat es sich an mir erfüllt: Er erlösete mich, darum daß er mich liebte und meiner schonte. Er nahm mich auf und trug mich allezeit von alters her. Ich brauche nur zu denken an die Sonntage mit Lied und Predigt; an so manche Durchhilfe; an so manches wunderbare Führen und Regieren meines guten Hirten. Gewiß, es

kam anders, als ich's gedacht; aber doch besser, als ich's gekonnt; viel besser jedenfalls, als ich's verdient. Noch höre ich die Weihnachtsbotschaft: Also hat Gott die Welt geliebt, und zu dieser Welt gehöre ich auch; auch für mich war sein Sohn ihm nicht zu teuer; seine Güte hat er mir erzeigt nach seiner Barmherzigkeit und großen Gnade; darum will ich der Gnade des Herrn gedenken und des Lobes des Herrn in allem, das uns der Herr getan hat; daß er Gesundheit verliehen, mich freundlich geleitet. So will ich mit Danken dies Jahr schließen, und wenn die Uhr zum letzten Schlage ausholt am Silvesterabend, dann will ich's mitsingen, tiefbewegt: Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen! Herr, du bist unser Vater und unser Erlöser; von alters her ist das dein Name!

Aber zu diesem Obertone des Lebens kommt der tiefe Unterton der Sünden-Bekennung. Was hat er mir getan! Aber was habe ich ihm getan! Ist's doch nichts als lauter Lieben, was sein treues Herze regt, das ohn Ende hebt und trägt! Und bei mir? Wieviel Murren und Klagen! Wieviel Untreue und Lieblosigkeit! Wieviel hätte aus mir werden können, und wie wenig ist aus mir geworden — und das durch meine Schuld! Wie viel habe ich versprochen, und wie wenig habe ich gehalten! Ich dachte bei dem Beginne des Jahres: nun müßte es einen neuen Anfang nehmen; und jetzt zum Schluß muß ich gestehen: alles ist beim alten geblieben. Jeder Tag ein besonderes Geschenk der Gnade Gottes, die gebend und fordernd an mich herantrat, — was ist aus alledem geworden? Was habe ich daraus gemacht, und was hat es aus mir gemacht? Die Sonne schien auf meinen Lebensweg; aber mein Herz wurde ausgedörrt durch diese Fülle von Sonnenschein. Der Regen der Trübsal strömte auf mich nieder, mein Herz sollte sich dadurch befruchten, aber es lief von mir ab wie Wasser von dem Steine. Die Winde wehten, und die Stürme schüttelten mich, statt die Wurzel tiefer in Gottes Herz zu senken, um Halt und Nahrung dort zu gewinnen, ließ ich mich hin und her ziehen,—ein Bild des Wankelmuts und des schwankenden Herzens. Darum komme ich zu dir, lieber Herr, suche und bitte um Gnade;sei gnädig mirArmen;gehe nicht ins Gericht mit deinem Knechte; bist du doch unser Vater und Erlöser; von alters her ist das dein Name! Um deiner Liebe willen, die in Krippe und Kreuz so herrlich sich offenbart, — Herr, verschone! Dann will ich fröhlich und getrost hineingehen in das neue Jahr.

Der ewig Bleibende.

Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit. Hebr. 13, 8.

Aus dem mächtig dahinflutenden Strome der Zeit steigt ein neues Jahr empor. Hinter uns verschwindet das alte wie ein Trugbild, und nichts bleibt uns davon als die Erinnerung. Wie arm und schwach, wie hilflos und ohnmächtig stehen wir Staubgeborene bei dem Wechsel der Zeit da. Ja, es ist wahr, bitter wahr: „Was sichtbar ist, das ist zeitlich." Alles, was unser Auge erblickt, vergeht, und wir vergehen mit, auch unsere Zeit läuft ab. Was bleibt denn, wenn alles, alles wankt und weicht? Siehe, einer bleibt, einer weicht niemals: Jesus Christus.

Jesus Christus unser Heiland in der Vergangenheit. Mancher Name prangt am Himmel der Vergangenheit wie ein hell leuchtender Stern, doch sie alle werden überstrahlt von der Sonne der Macht und Güte, der Treue und Erbarmung. Die stolzen, aufgeblasenen Geister von heute wollen ihn als einen Mann der Vergangenheit hinstellen, als einen, der vor langen Zeiten einmal war, aber längst dahingesunken sei und alle Bedeutung für uns verloren habe. Die Toren! Er war da, als niemand an sie dachte, sein „Gestern" reicht zurück bis an die Erschaffung der Welt, alles ist durch ihn geworden, reicht zurück bis in die Aeonen der Ewigkeit. Und blicken wir in unser kleines Leben, auf die hinter uns liegenden Tage, was ist es, was sie lichtvoll erscheinen läßt? Jesus Christus! Ueber unsern Tagen der Freude und des Leids glänzt unverändert der Name. Viele, viele haben uns verlassen, vielleicht die Liebsten und Teuersten, manch Glück ist dahingeschwunden, er, der Heiland der Vergangenheit ist geblieben.

Jesus Christus unsere Kraft in der Gegenwart. Die das große Wort führen in unserer Zeit, wollen ihn hinausweisen aus dem Geistesleben und uns weißmachen, das Christentum habe sich überlebt, es gehöre in die Rumpelkammer. Mit dem Glauben wäre es aus und vorbei, nur die Wissenschaft gelte noch, da sei alles fest und sicher. Toren, die also reden, die nie das Menschenherz mit seinen tiefsten Bedürfnissen erkannt haben. Nein, was Jesus Christus geleistet, seine Erlösung und Versöhnung, behält bleibende Kraft. Hier ist die Lösung der tiefsten Fragen, hier winkt uns das, was jeder Sünder ohne Ausnahme bedarf: Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit. Der lebendig gegenwärtige Herr und Heiland hat Kraft auch für die Gegenwart, geschehe was da wolle. Manche Aufgaben stehen vielleicht vor uns, die so groß und schwer sind, daß uns angst und bange ist, doch nur getrost, Jesus Christus ist der, den das liebe Weihnachtsfest als Kraft und Held uns wieder vorgestellt. Wer auf ihn, den Felsen unsers Heils, baut und traut, wird nicht zu schanden. Er bleibt bei uns, wohl, bleiben wir bei ihm.

Vertrauensvoll sagen wir: Jesus Christus ist unsere Hoffnung für Zeit und Ewigkeit. „Wie du warst vor aller Zeit, so bleibst du in Ewigkeit," ist das Bekenntnis seiner Gemeinde. Mag die Menschheit in der Zukunft noch größere, überraschendere Fortschritte machen, mag die Wissenschaft sich noch toller gebärden, der nach Gott suchende dürftende Menschengeist hat nichts davon, kann davon nicht leben. Was das neue Jahr, was die Zukunft uns bringt, wir wissen es nicht, aber daß es in manche Kämpfe hineingeht, daß unser Glaube oft schwer erprobt werden wird, daß Versuchungen und Gefahren auf uns lauern, das wissen wir. Wie wollen wir da bestehen? Worauf wollen wir unsere Hoffnung gründen? Jesus Christus ist der Fels unseres Heils, er enttäuscht und verläßt uns nie, alle Gottesverheißungen sind Ja und Amen in ihm.

Werfet euer Vertrauen nicht weg!

Vor kurzem kam ich in ein Haus, das seinen Besitzer gewechselt hatte und noch leer stand. Es sah sehr wüst in den Zimmern aus. Der bisherige Bewohner hatte die Räume nicht nur nicht gereinigt, sondern auch viel Unrat und unbrauchbare Gegenstände zurückgelassen. Er wollte die schmutzigen und für ihn wertlosen Sachen nicht mit in die neue Wohnung nehmen. Wir sind auch umgezogen, nämlich vom alten in das neue Jahr. Haben wir auch allerlei unnütze Dinge zurückgelassen? Es ist nötig, daß wir Christen von Zeit zu Zeit alles, was wir besitzen, gründlich nachsehen, und unbrauchbare oder gar schädliche Gegenstände wegwerfen. Zu solcher Prüfung gibt uns der Jahreswechsel Anlaß. Als für Paulus das neue Jahr in seinem Leben angebrochen war und er die Erfahrungen gemacht hatte: „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur, das alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu worden" (2. Kor. 5, 17), hat er vieles weggeworfen, was ihm bis dahin wertvoll erschienen war. Er schreibt an die Philipper (3, 7. u. 8.): „Was mir Gewinn war, das habe ich um Christi willen für Schaden geachtet. Ja, ich achte es noch alles für Schaden gegen die überschwengliche Erkenntnis Christi Jesu, meines Herrn, um welches willen ich alles habe für Schaden gerechnet und achte es für Kot, auf daß ich Christum gewinne." Folgen wir dem Beispiel des Apostels, oder haben wir noch allerlei aus dem alten Jahr mit ins neue hinübergenommen? Ich fürchte, daß wir noch vieles wegzuwerfen haben. Wir wollen es tun und dabei bedenken, wozu uns Jesus so eindringlich ermahnt (Matth. 18, 8 u. 9): „So deine Hand oder dein Fuß dich ärgert, reiß es aus und wirf's von dir." Ja, es gibt ein nicht nur erlaubtes, sondern ein geradezu gebotenes Wegwerfen. Laßt uns im neuen Jahre mit diesem Wegwerfen Ernst machen.

Aber nicht alles sollen wir wegwerfen. Paulus schreibt (Gal. 2, 21): „Ich werfe nicht weg die Gnade Gottes." Den Lesern des Ebräerbriefes wird zugerufen: „Werfet euer Vertrauen nicht weg." Sie hatten schwere Zeiten durchgemacht. Wir lesen (Kap. 10, 32 u. 33): „Gedenket an die vorigen Tage, in welchen ihr, nachdem ihr erleuchtet waret, erduldet habt einen großen Kampf des Leidens, zum Teil selbst durch Schmach und Trübsal ein Schauspiel worden, zum Teil Gemeinschaft gehabt mit denen, welchen es also gehet." Da war die Mahnung angebracht: „Werfet euer Vertrauen nicht weg. Geduld aber ist euch not."

Stehen wir nicht oft in Gefahr, unser Vertrauen zu verlieren? Wir erleben Miß-

erfolge bei unserer Arbeit. Der Herr läßt lange und scheinbar vergeblich auf Frucht warten. Wir tun Blicke in unsere Unvollkommenheit und Ohnmacht. Wir beobachten Schwächen und Fehler bei unseren Mitkämpfern. Da drängen sich die Fragen auf: Wo will's hinaus? Arbeiten wir vergeblich? Was antwortet auf diese und ähnliche Fragen das Wort Gottes? „Werfet euer Vertrauen nicht weg."

Aber wegwerfen können wir nur, was wir h a b e n. Haben wir denn Vertrauen zu Gott? Nehmen wir in Freude und Leid die rechte Kindesstellung ein? Glauben wir wirklich, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen? Laßt uns rechtes Vertrauen zu Gott fassen. Wir kommen von Weihnachten her. Gott hat Seinen Sohn gesandt, daß wir die Kindschaft empfingen (Gal. 4, 5). Darum sprechen wir mit Paulus (2. Kor. 3. 5): „Ein solches Vertrauen haben wir durch Christum zu Gott." Denn in Christo ist uns das Vaterherz, reich an Erbarmen, geöffnet. Dies Vertrauen wollen wir festhalten. Und wenn im neuen Jahre trübe Wolken aufsteigen und es durch bange, schwere Zeiten hindurchgeht, unser Vertrauen wollen wir nicht wegwerfen, vielmehr unsere Hoffnung ganz auf die Gnade setzen, die uns angeboten wird durch die Offenbarung Jesu Christi (1. Petri 1, 13) und alle unsere Sorgen auf Ihn werfen, denn Er sorget für uns (1. Petri 5, 7).

Ein guter Neujahrsbrauch.

Die Norddeutschen, welche manchmal so ein bißchen höhnisch von den Schwabenstreichen reden und gar zu gerne das Wort im Munde führen: „Bist wohl ein Schwabe und wirst erst mit vierzig Jahren klug?", könnten geradezu in Bezug aufs Gratulieren zum neuen Jahre mancherlei Gutes von den Bauern in Württemberg lernen. Bei uns nämlich werden oft Karten versandt, die so dumm und wohl auch so zweideutig in ihrem Inhalte sind, daß sich der Empfänger, falls er ein anständiger Mensch ist, in die Seele hinein schämt, wenn er sie sieht und liest, oder statt Freude zu empfinden, sich schwer ärgert. Mancher behält auch einen bösen Eindruck von den häßlichen Bildern und Worten im Herzen.

Während dies bei uns geschieht, setzt man sich dort im behaglichen Stübchen um den Tisch und zieht aus einer Sammlung von Bibelsprüchen für alle Verwandte und Freunde, deren Namen vorher laut genannt werden, je eines der herrlichen Gottesworte, das für den neuen Lebensabschnitt ein gar treffliches Geleitswort abgibt. Das ist eine Sitte, denn jeder Spruch aus Gottes Wort ist nützlicher für den Empfänger, als jedes noch so kluge Menschenwort, das einer dem andern zuruft.

Der verborgene Feind.

Diese Geschichte aus dem Leben soll uns zeigen, wie wichtig es ist, den Feind aus allen Gründen und Schlupfwinkeln zu verjagen. Es war in Mecklenburg eine alte Frau, die hatte ich lieb. Diese Frau hatte einen Hunger nach dem Heiland; sie wollte gern Frieden haben mit Gott; sie wollte den großen Schritt tun über den Jordan hinüber und kam in alle Versammlungen und hörte zu mit einem Blick voll Hunger. Aber der Blick blieb hungrig. Es vergingen Monate, Jahre, und immer kam sie in unsere Versammlungen, und immer blieb der Blick unruhig. Da wurde sie krank, und ich besuchte sie. An ihrem Krankenbett konnte ich besser mit ihr sprechen, als vorher; sie war immer ein bischen ausgewichen. Da fragte ich sie, woher es wohl käme, daß sie keinen Frieden habe. Da sah sie mich mit traurigen Augen an und sagte: „Ich weiß es nicht." Im Verlaufe des Gesprächs kam die Rede auf ihre Nachbarin; die hatte ihr Herzeleid gemacht. Und mit einem Mal fingen diese traurigen Augen an zu flammen, und sie sagte: „O, diese Nachbarin, was hat die mir angetan, was für Herzeleid hat sie mir bereitet; der kann ich nie vergeben, der werde ich nie vergeben!"

Da wußte ich's: Hunger nach Gott und Angst im Auge, keinen Frieden, und warum? Da war ein Feind, der war nicht verjagt, der sollte nicht verjagt werden, sie wollte es nicht. Ich sprach mit ihr, ich stellte ihr alles vor, wie Gott ihr auch nicht vergeben könne, wenn sie nicht vergeben wolle.

Da sah sie mich endlich an mit einem wirklich verzweifelten Blick und sagte: „Wenn Gott mir dann nicht vergibt, so muß er es lassen." Und so starb sie! Ich habe selten etwas erlebt, was mir so nahe gegangen ist: an der engen Pforte, mit dem hungrigen Blick — und dann verloren!

Die Windmühle.

Auf einer kleinen Anhöhe vor dem Dorfe, dicht an der Landstraße, steht die Mühle. Sie hat schon manches Jahr dort gestanden und sieht schwarz und verwittert aus. Aber die Eichenstämme, die sie tragen, sind dick und fest — man war früher weniger sparsam mit dem Bauholz als heutzutage—so mag sie denn auch noch manches Jahr dem Winde und Regen trozzen.

Wenn ich Morgens früh ans Fenster trete und schaue in das Wetter, dann fällt mein Blick auf die Mühle; nicht bloß zufällig, ich sehe absichtlich hin, denn die Mühle ist meine Wetterfahne, eine andere gibt es im Dorfe nicht. Die Stellung der Flügel sagt mir genau, woher der Wind kommt, und die geringere oder größere Menge des auf die Flügel gespannten Segeltuches zeigt sicher an, ob der Wind stark oder schwach ist.

Gestern war heftiger Sturm. Ich gehe gern im Winde hinaus, er macht den Kopf klar und die Stirne frei und die Wangen rot, und man fühlt sich erfrischt, wenn man gegen ihn hat kämpfen müssen.

Ich kam an der Mühle vorbei. Der Müller hatte nur ganz wenig Leinen gespannt, trotzdem fuhren die Flügel mit großer Gewalt herum, nud die Achsen kreischten, und der Sturm heulte in den Stricken und warf die Eisenketten der Winde klirrend gegen einander.

Es sah aus, als tobte ein wirklicher Kampf zwischen der Mühle und dem Winde.

„Ich bin es müde, dir zu dienen, ich werde dich umstoßen, du keckes Ding, daß du deine dürren Glieder mir frech in den Weg stellst," so heulte der Sturm und nahm einen neuen Anlauf und fuhr gegen die Flügel, daß die Mühle zitterte. Aber sie stand fest, und „Schönen Dank!" antworteten die Flügel, „schönen Dank, daß du uns so kräftig herumtreibst, wir haben heute viel zu tun, 20 Säcke Weizen hat der große Seebauer angefahren. " Der Spott reizte den Wind noch mehr, wieder stürmte er an, und schneller drehten sich lachend und spottend die Flügel der Mühle.

Es ist doch merkwürdig, mußte ich denken, daß diese winzige Mühle dem Sturme widersteht und ihn zwingt, wider Willen ihr zu dienen und zu helfen, statt ihr Schaden zu tun; daß diese Flügel durch des Windes eigene Kraft vor seinem Ungestüm gerettet werden, indem sie vom Sturme gedreht eben durch ihre Drehung fortwährend seiner Gewalt ausweichen. Ja, wenn der Sturm sie von der Seite fassen oder von hinten gegen sie fahren könnte, wie bald würden die Segel reißen und die dünneren Hölzer zerbrechen, und nichts übrig bleiben als die vier dicken Balken, die das Gerippe bilden. Aber so lange die Flügel dem Winde kühn entgegenschauen und ihm mutig die Stirne bieten, so lange gleitet er an der schrägen Vorderfläche ab, statt sie zu zerstören, treibt er sie herum.

Es stürmt nicht nur auf den Hügeln, wo die Mühlen stehen, es stürmt auch im Leben der Menschen.

Wenn sie es doch lernen wollten, den Sturm sich dienstbar zu machen, wie die Mühle es tut!

Aber wie kann der Sturm uns dienen? Wie kann widriges Geschick, — das ist der Sturm in unserm Leben — wie kann Unglück, Mißerfolg, Einsamkeit, Not, Kummer, Trübsal, wie kann es alles uns dienen?

Der Wind dient der Mühle, so lange die Flügel ihm schnurstracks entgegenstehen und kühn den Kampf mit ihm aufnehmen. Und dein Mißgeschick dient und nützt dir, so lange du dich ihm entgegenstemmst mit aller Kraft, so lange du kämpfest und streitest und ringst und arbeitest, daß du sein Herr werdest. Denn so lange du das tust, zwingt dich dein widriges Schicksal, deine Kräfte anzuspannen, solange nötigt es dich, die Gaben zu üben und zu brauchen, dieGott dir gab, so lange treibt es dich, zu leisten, was du kannst. Und deine Kraft wird erstarken durch den Gebrauch, und dein Herz wird mutig und stark werden und dein Charakter fest und unerschütterlich. Und ist das nicht das Ziel und der Zweck unseres Lebens, alle Keime und Anlagen, die in uns liegen, zur Entfaltung zu bringen und aus uns selber zu machen, was überhaupt aus uns werden konnte? Merkst du nun, wie der Sturmwind, gegen den du kämpfest, den du verwünschest um der Mühe und Ar-

heit willen, die er dir verursacht, merkst du wohl, wie er gerade durch seinen Widerstand dich dem Ziele zuführt, das Gott und du selber dir gesetzt?

Freilich auf festen Balken muß die Mühle ruhen, wenn ihre Flügel den Kampf bestehen sollten, und nicht der ganze Bau zusammenbrechen unter dem Ungestüme des Sturmes. Du mußt auch eine feste Stütze und einen sichern Halt haben, wenn dein Kampf gegen das widrige Geschick dir Nutzen schaffen soll, und wenn du es zwingen willst, dir zu dienen.

Dein Gott ist die feste Stützt, auf die du dich verlassen kannst, und der Glaube an ihn der sichere Halt, der dich feststehen läßt.

Der Glaube hält fester und sicherer als die dicken Eichenstämme, mit denen unsere Väter bauten; denn der Glaube hat Leben, jene Eichenstämme sind tot und müssen schließlich vergehen, denn alles Tote vergeht. Lebendiges aber wächst, und der Glaube der dich aufrecht erhält im Kampf und Sturm, siehe, der wächst und erstarkt auch selber noch in diesem Kampfe, gleich dem lebendigen Eichbaum, der um so fester und stärker wird, je mehr die Winterstürme ihn umbrausen.

Willst du's noch immer nicht glauben, daß der Sturm dein Freund ist und dir dient?

O kämpfe im Glauben gegen ihn, du wirst es merken, wie er dir dient.

Gedächtniß und Erinnern.

Eine wundervolle Geistesgabe ist das Gedächtniß. Man kann es durch Uebung stärken und kraft desselben die überraschendsten Fertigkeiten erlangen. Es gibt wahre Gedächtniskünstler.

Man sagt, Gedächtniß ist das Vermögen, Vorstellungen zu behalten, Erinnerungskraft aber das Vermögen, das vom Gedächtniß Aufbewahrte wieder ins Gewußtsein zurückzurufen. Es ist ein geheimnißvoller Vorgang, dieses plötzliche blitzartige Auftauchen eines vergessenen Namens, einer Begebenheit, die Jahrzehnte lang wie begraben lag. Sich „erinnern" verursacht bald Freude, bald Schmerz. Der Dichter nennt Erinnern „das Leben im tiefsten Innern." Der Duft einer Blume vermag uns die ganze Jugend herzuzaubern, eine bekannte Melodie, ein trautes Wort ruft uns die Heimath zurück, ja weckt die Todten auf!

Erinnerung an die Sünde schafft Herzenspein und Gewissensqual. Das ist das heilsamste Erinnern, das Erinnern des heiligen Geistes. Wenn er uns erinnert, so straft er uns innerlich. Aber auch ein tröstliches Erinnern weckt er darnach im Herzen. Es ist das Erinnern an alles das, was Jesus gethan und geredet hat, auf daß nach heißer Qual seliger Friede zu der geängstigten Seele einkehre durch sein Wort.

Gott will dein Herz, nicht deinen Kopf. Darum gibt es viele Wahrheiten, die du glauben, aber nicht begreifen kannst. Glauben kann ein Kind, begreifen können es oft Männer nicht. **Martin Boos.**

[V]ereinigte Staaten

Arizona.

Sahuarita, Arizona, den 14. Dezember. Liebe Geschwister C. B. Wiens! Herzlichen Gruß der Liebe zuvor. Weil nun wieder das Jahr zu Ende geht und wir erinnert werden, auch unsere Schuldigkeit zu tun und unsern Blättern das Ihrige zukommen zu lassen, so will ich gleich einen kleinen Bericht von hier schreiben. Es ist wahr, wir sollten mehr Briefwechsel haben, schon von freundschaftswegen aber die Zeit war so drückend, daß man schon keine Lust hatte zu schreiben. Nun hat sich ja das geändert; der Krieg ist zu Ende, und es wird wieder mehr von Frieden gesprochen. Die Jungens durften schon nicht gehen. O wie jubelte unser banges Herz als wir hörten: „The war is over." Die Epidemie ist ja auch ein Gericht Gottes, aber da sind wir doch mehr in seiner Hand. Hier sind auch mehrere gestorben, meistens aber Mexikaner. Gestern starb auch die Frau des D. H. Newcomer (wohl mehr an Asthma) Sie ist eine von unsern Ansiedlern. Es sind auch noch etliche ihrer Kinder krank; ein Sohn mußte zum Hospital genommen werden.

Das C. H. Dicks eine kleine Agnes haben, wird er wohl schon geschrieben haben. (Wir haben den Brief noch nicht erhalten. Ed.) Nun möchte ich euch einen Vorschlag machen: macht es so wie die Hirten auf Bethlehems Fluren: Kommt her und besehr euch mal die Geschichte.)Wir fürchten, daß davon leider nichts werden wird. Ed.)

Wir sind so leidlich gesund, nur habe ich es im Rücken (Hexenschuß). Aber es wird wohl besser werden. Wir sind noch immer im Säen; wollten gerne bis Weihnachten beendigen und dann auf irgend eine Art Ferien haben, vielleicht so wie einmal in Kansas ein Junge sagte, entweder er ginge zum Schulhause zur Prüfung oder nach California.

Bekommt Ihr schon Briefe von Rußland oder gehen schon welche hin? (Wir haben in letzter Zeit von Rußland keine Briefe mehr bekommen, aber einige von uns sind auf dem Wege hin. Ob sie nun hinkommen werden, können wir noch nicht wissen. Ed.)

F. S. und Kath. Görzen.

Oregon.

Dallas, Oregon, den 16. Dezember. Werte Rundschauleser und Editor! Euch fröhliche Weihnachten wünschend, will ich noch vor Weihnachten die Rundschau auf ein weiteres Jahr bestellen und bezahlen. Ueber zwanzig Jahre haben wir sie schon gelesen, und ich finde immer Lehrreiches darinnen. Wir haben in letzter Zeit wieder gesehen, wie der Herr durch diese Krankheit so viele Menschen aus dieser Welt nimmt. Es lagen die letzten Wochen hier in Dallas im Undertaker-Parlor auf einmal elf Leichen, die beerdigt werden sollten. Besonders war es uns wichtig, daß fünf oder sechs von solchen Jünglingen von siebzehn und achtzehn Jahren alt und jeden Abend so herumstrichen in allen Lustbarkeiten dieser Welt und — in zwei Tagen lagen fünf von diesen in Särgen. Dies war doch ein Schrekken für die andern. Auch starb unser Nachbarssohn von achtzehn Jahren den 10. Dezember und den nächsten Tag starb seine Mutter. Der Jüngling hatte noch sehr gebetet und auch Vergebung der Sünden erlangt. Auch seine Mutter hatte sich noch bekehrt. Meine liebe Frau war bei ihr in der letzten Nacht. Dann hatte sie immer gesagt, sie wünsche noch alle ihre Kinder zu sehen und sie zu ermahnen, weil die meisten unbekehrt waren. Ein Sohn war zwanzig Meilen ab in der Reform Schule. So wurde schnell nach ihm gefahren, und sie hatte noch die Gelegenheit, mit allen zu sprechen. Die Kinder mußten ihr noch versprechen, daß sie sich auch bekehren werden. Der Herr möchte Gnade schenken, daß sie es halten! Es wird doch durch diese Plage ein mancher aufgerüttelt, aber wie viel besser ist es doch, bei gesunden Tagen unser Herz dem Herrn zu schenken, als in bedrängter Zeit! Ihr Lieben alle, leset euch noch mal in No. 50 der Rundschau Seite 12, über die Gleichgültigkeit in Religion. Ist es nicht wichtig und wahr? Ach, was ist damit zu tun? Ich habe schon mit einem manchen darüber gesprochen. Es scheint als ob wir in der Zeit sind. Ja, haben wir einen Knecht oder einen Arbeiter auf der Farm oder bei den Maschinen, und der ist gleichgültig, wie fühlen wir dem gegenüber? Was mag aber der Herr Jesus über dieses fühlen? Gott, der Herr, möchte uns alle in einen heiligen Ernst bringen, denn wir werden nicht mehr lange kämpfen dürfen. Wollen doch mit Gottes Hilfe nochmals Mut fassen und für den Herrn und Meister wirken; denn er hat so viel für uns getan. Wollen auch wir etwas für ihn tun Der Herr segne uns und Euch alle dazu! In Liebe von

Peter D. Ediger.

Christliche Grundsätze.

Von E. Burn.

Was ist ein Grundsatz? Ein Satz, der eine Grundwahrheit, eine allgemein anerkannte Wahrheit, ausdrückt, die man nicht erst zu beweisen braucht. Es gibt gute und schlechte, wertvolle und wertlose, gefährliche und nützliche Grundsätze. Unter allen Grundsätzen sind die christlichen anerkanntermaßen die allerbesten. So nötig wie ein Flintenlauf ist, um der Kugel ihre Richtung zu geben, so nötig sind christliche Grundsätze, um dem Menschen die rechte Richtung zu geben. So nötig wie das Eisenbahngeleise ist für den Zug, so nötig sind sie für uns, um die Richtung zu halten. So unentbehrlich wie der Kompaß ist für das Schiff auf dem Meer, so absolut unentbehrlich sind christliche Grundsätze für uns auf dem stürmischen Lebensmeer, wenn wir den Hafen der ewigen Glückseligkeit erreichen wollen. Also kein Hindernis, sondern ein Vorteil, ein Segen sind sie für uns.

Wer sind denn die Männer und Frauen, die der Welt zum Segen dienen, die den besten Einfluß ausüben, die in Ehren gehal-

ten werden, die den größten Erfolg machen von ihrem Leben? Es sind solche, die unentwegt an christlichen Grundsätzen festhalten und davon regiert werden im Denken, Reden, Handeln und Wandeln. Solche brauchen wir im gesellschaftlichen, im bürgerlichen, im politischen und im kirchlichen Leben, in jedem Amt und Stand. Kein Kompromiß mit der Sünde unter keinen Umständen! Joseph wollte lieber ins Gefängnis gehen in Aegyptenland, als der Fleischeslust frönen, da jenes gottlose Weib ihn Tag für Tag versuchte. „Wie sollte ich eine solche Sünde wider Gott begehen?" Daniels drei Freunde in Babylon wollten lieber in den feurigen Ofen gehen, als das große Götzenbild anbeten, das Nebukadnezar hatte machen lassen. Daniel wollte lieber in den Löwengraben fallen als aufhören zu beten. Das waren Männer von Grundsatz, und welche Siege haben sie gefeiert! Ja, solchen wird es zuletzt wohl gehen. Gott schenke uns recht viele solcher grundsatzvollen Männer!

Wie können wir unsere christlichen Grundsätze aufrecht erhalten?

1. Wenn wir uns zu dem halten, der gesagt hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben." Joh. 14, 6. Diesen Weg müssen wir folgen, diese Wahrheit erkennen und loyal dazu sein, dieses Leben besitzen und in demselben Leben und volle Genüge haben. Dann haben wir feine Grundsätze.

2. Wenn wir den guten Kampf des Glaubens kämpfen. Wer am Glauben Schiffbruch leidet, der leidet auch Schiffbruch an seinen christlichen Grundsätzen. Es ist jedoch ein gar schlechter Handel, wenn man den goldenen Glauben der Jugendzeit vertauscht für den Stein des Unglaubens.

3. Wenn wir ein Leben des Gebets führen. Es gibt wohl kein Mittel, das mehr dazu dient, uns in unseren Grundsätzen zu stärken und sie aufrecht zu halten, als eben das gläubige Gebet.

4. Wenn wir Jesum herzlich lieben. Röm. 8, 35—39.

Was für Grundsätze haben wir? Machen wir sie bekannt? Stehen wir fest dabei. Suchen wir sie anderen beizubringen? Haben andere einen Nutzen davon? „Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht." So standhaft laßt uns sein für Gott und christliche Grundsätze. Wbl.

Die Liebe Gottes — die Hoffnung der Menschheit.

Es ist heute eine große Frage: Worin liegt die Hoffnung der Menschheit? In der einen oder andern Form wird die Frage allerwärts besprochen. Sie ist so alt wie die Menschheit selbst. Schon die ersten Blätter der Bibel zeigen uns den Wunsch des Menschenherzens, zu sein wie Gott. Die Schlange kommt diesem Wunsche entgegen mit dem Rat: Tu was dir gut dünkt; das Gebot Gottes zu übertreten schadet nichts; im Gegenteil, es bedeutet das Niederreißen der Schranken, die deinem Fortschritt im Wege stehen. Der Mensch konnte der Lockung nicht widerstehen, er setzte sich über das Gebot Gottes hinweg und in der Tat, seine Augen wurden aufgetan. Er sah, was er vorher nicht gesehen hatte, aber es war nichts Erfreuliches, sondern er schaute hinein in das dunkle Gebiet des Bösen. Gott hatte ihn an den Kreuzpunkt seines Lebens gestellt, und er hatte den verkehrten Weg betreten; dieser Weg führte ihn nicht zu Gott empor, sondern immer weiter von ihm hinweg, tiefer in die Sünde hinein.

So konnte die Frage nach dem Glück und Frieden der Menschheit nie zur Ruhe kommen, denn noch immer wohnt in der Menschenbrust die Sehnsucht nach größerem Glück, tieferem Frieden, mehr Besitz. Die Menschen haben viele Wege eingeschlagen, dies Ziel zu erreichen. Sie kamen aber alle an dem Punkt zusammen: daß durch die Aufbietung seiner physischen und sittlichen Kraft der Mensch sein Heil und Glück schaffen kann.

Dieses Bestreben hat es in der Tat mit sich gebracht, daß die Ideale und Ziele der Menschheit einen großen Fortschritt aufweisen. Better behauptete zwar, daß weder intellektuell noch sittlich die Menschheit fortgeschritten sei. Das ist ebenso einseitig und irrig, als wenn behauptet wird, daß durch den Kulturfortschritt allein der Menschheit Heil geschaffen werde. Dieser Gedanke hat in der Tat tiefgreifende, wohltätige Reformen hervorgebracht. Es gab eine Zeit, da wurde der Krieg als die eines Mannes allein würdige Beschäftigung betrachtet; da die Sklaverei eine rechtmäßige und gesetzliche Einrichtung galt; da die Folter ein erlaubtes Mittel war, Geständnisse zu erpressen; da die Ketzer, Kirchenfeinde und Hexen verbrannt wurden, von Katholiken und Protestanten mit gleichem Eifer; da der Schuldner ins Gefängnis geworfen wurde; da der Verarmte an den höchsten Bieter versteigert wurde; da kleine Eigentumsvergehen mit dem Galgen bestraft wurden; noch im Jahre 1790 gab es keine Irrenhäuser, keine Taubstummen-Asyle, keine Zuchthäuser, sondern ekelhafte Kerker. Und das alles in sogenannten christlichen Ländern.

Es ist darum kein Wunder, daß im 18. Jahrhundert in England, Frankreich, Deutschland und Amerika viele denkende Männer und Frauen zu der Ansicht kamen, die Religion weise der Menschheit nicht den rechten Weg und die Kultur müsse an ihre Stelle treten. Oder nach einem andern großen Lehrer: Der Mensch müsse zur Natur zurück.

Die Führer der französischen Revolution traten mit dem Programm auf: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Ist das nicht eine Schande, daß die Freigeister Frankreichs der christlichen Welt diese große Worte uns Angesicht schleudern mußten? Hätten nicht die Führer und Lehrer der Kirche diesen Prinzipien längst Geltung verschaffen sollen? Man war freilich der Ansicht, solche weltlichen Dinge seien außerhalb der Interessen, welche die Kirche zu vertreten habe. Sie habe die Menschen fürs Himmelreich vorzubereiten, hieß es, und man ließ außer Acht, daß die irdischen Lebensverhältnisse sehr bestimmend auf das Trachten nach dem Himmelreich einwirken.

Daß die Freiheit und Brüderlichkeit schließlich in den Blutströmen der Schreckensherrschaft unterging, beweist nur, daß die Menschen eine sehr schöne Theorie aufstellen können, daß ihnen aber oft die sittliche Kraft fehlt, sie zur Tat zu machen. Der Weg, auf dem die französischen Freigeister die Menschheit glücklich machen wollten, war also ein Irrweg.

Nachdem die Stürme der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege vorüber gebraust waren, erhob sich vor der aufatmenden Menschheit aufs neue die Frage: Worin liegt unsere Hoffnung, unser Glück, unser Friede? Die Monarchen der Zeit glaubten ihren Völkern die rechte Antwort geben zu können. Die Herrscher Rußlands, Oesterreichs und Preußens schlossen miteinander die sogenannte Heilige Allianz, in welcher sie sich verpflichteten, Bruderliebe und Gerechtigkeit gegeneinander zu üben und ihre Völker im Geiste Jesu Christi zu regieren. Da außer dem Papst und dem Prinz-Regenten von England alle Fürsten Europas diesem Bündnis beitraten, schien es als ob alles Unheil aus der Welt geschafft sei. Aber was geschah? Nach kurzer Zeit war diese „heilige" Allianz ein bequemes Mittel, die um ihre Freiheit betrogenen Völker Europas, die doch ihr Blut nicht für eine neue Tyrannenherrschaft vergossen hatten, zu knebeln und den Freiheitsgeist niederzuschlagen. (Unsere berühmte Monroe-Doktrin ist eine direkte Folge jener heiligen Allianz; denn Spanien stand im Begriff, mit ihrer Hilfe die abgefallenen Kolonien Südamerikas wieder unter sein Joch zu zwingen. Als aber Amerika den Herren die Zähne zeigte, standen sie davon ab.)

Als die Heilige Allianz schließlich in die Brüche ging, ließ sie eine so hoffnungslose Menschheit zurück, daß der Geist der Revolution aufs neue weite Volkskreise ergriff und in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Frankreich, Oesterreich, Preußen, ja in fast allen Ländern Europas blutige Empörungen stattfanden. Der Liberalismus hatte die Beglückung der Menschheit auf sein Banner geschrieben, und er tat sein bestes, sie herbeizuführen. Wohl wurde mancher „Herrscher von Gottes Gnaden" gezwungen, seinem Volke eine freiheitliche Konstitution zu geben, aber alsbald ging in den Parlamenten der Streit der Parteien los. Die großen Ziele der Menschheitsinteressen mußten bald den Partei-Interessen weichen. Trotz aller schönen Schlagworte kam die Welt nicht aus dem ewigen Hader, dem zerstörenden Unfrieden, der öden Hoffnungslosigkeit heraus.

Es kam aber der gewaltige Fortschritt der Technik und der Naturwissenschaft, und in deren Gefolge die enorme Entwicklung der Industrie und des Handels. Die entlegensten Länderstriche wurden erforscht; die an den entgegengesetzten Enden der Welt wohnenden Völker wurden mit einander verbunden. Neue Kräfte wurden allenthalben entbunden und in den Dienst der Menschheit gestellt. Neue Erkenntnisse regten den Forschungstrieb mächtig an. Der

(Fortsetzung auf Seite 10.

Editorielles.

— Gott sei Dank, der uns aus dem alten in das neue Jahr geführt hat! Vertrauen wir auch seiner fernern Führung in diesem neu angetretenen Jahr!

— Wir wünschen von ganzem Herzen allen unsern Lesern Gottes Gnade und Beistand in diesem Jahr, leiblich und geistlich, und daß dieses Jahr für sie ein glücklicheres werde, als es das vergangene und seine letzten Vorgänger waren.

— Beim Blick in die Welt hinein sehen wir lauter Elend, Jammer und Not. Millionen strecken ihre abgemagerten Hände aus und rufen um Hilfe für den bedürftigen Leib und noch größer ist die Zahl derer, die an geistlicher Hungersnot leiden, aber leider das Gefühl des Hungers nicht mehr empfinden, weil sie durch Gewohnheit abgestumpft sind.

— Wäre der Krieg nicht zum Stillstand gekommen, so sähe es heute in der Welt schlimmer aus, als es vor einem Jahr aussahe; aber nun schauen wir mit Hoffnung, ja, mit einer gewissen Zuversicht in die Zukunft, denn es ist Aussicht vorhanden, daß in der kommenden Friedenszeit das Elend zu Ende kommen, der Jammer gestillt und die Not gelindert werden wird. Tränen die heute noch fließen, sollen bald abgewischt werden; wie bald dies aber geschehen wird, hängt von der größeren oder geringern Rührigkeit derer ab, die Gott mit dieser Aufgabe betraut hat.

— Ein Mann sagte einmal, er wünschte, er könne zum neuen Jahre seine Vergangenheit ausziehen, wie man ein altes Kleid ablegt, um ein neues anzulegen, oder, sie auslöschen, wie man die Kreideschrift von der schwarzen Wandtafel abwischt, daß keine Spur davon bleibt. Wenn wir auf das vergangene Jahr blicken und unser Tun und Lassen mit dem Maßstabe der Ewigkeit messen, dann muß uns alles, was wir getan haben ohne die Leitung des heiligen Geistes, so erscheinen, wie einem Manne ein alter, zerrissener und beschmutzter Anzug, den er gegen einen neuen vertauscht hat und nicht mehr daran denken mag, daß er je darin gesteckt hat. Wir können aber Geschehenes nicht ungeschehen machen, darum sähe es traurig mit unserer Rechnung aus, wenn Jesus sie nicht austilgen könnte oder wollte und wenn er uns sein Verdienst nicht aus Gnaden zurechnete.

— Viel ist die Rede von guten Vorsätzen, die am Anfange des neuen oder oft schon am Ende des alten Jahres gefaßt, aber in vielen Fällen nicht gehalten werden. Da wird dann empfohlen, keine Vorsätze zu fassen, sondern Entschlüsse. Doch mit den Entschlüssen, die menschlicher Weise, wenn auch in guter Meinung, gefaßt werden, geht es oft nichts besser als mit den Vorsätzen. Nur die Vorsätze und Entschlüsse haben einen Wert, die in die Tat umgesetzt werden; solche, die nicht in der Absicht gefaßt werden, sie auszuführen, verdienen weiter keine Beachtung noch Erwähnung. Oft sind es auch nur fromme Wünsche, die für Vorsätze ausgegeben werden. Man hört eine Predigt oder eine Ansprache und wird von der Notwendigkeit dieser oder jener Aenderung in seinem Leben überzeugt. Dann, weil das Gewissen nicht ruhig werden will, sagt man sich: Das muß anders werden; so kann es nicht länger bleiben. Aber man macht keinen Ernst damit, sondern geht fort, wie man gekommen ist. Wird man dann später durch irgend etwas wieder an die einst erkannte Notwendigkeit erinnert, so spricht man von einem schon einmal gemachten Vorsatz, den man jedoch von Anfang an nicht ernst genommen hat. Gott verlangt die Bezahlung seiner Gelübde oder, daß man lieber keine macht. So verhält es sich auch mit den Vorsätzen.

— Das schöne Weihnachtsfest liegt jetzt hinter uns. Wie ist doch die frohe Botschaft von der Geburt des Erlösers so wichtig und tröstlich. Mag es uns auch in der Welt nicht immer so gehen, wie wir es uns wünschen, oder mag es auch manchmal noch weiter gehen, daß uns sogar das Notwendigste fehlt und das Liebste und Teuerste genommen wird, durch das Dunkel, welches unsere Seele umhüllt, scheint das Licht dieser Botschaft und beruhigt das klopfende Herz. Kann die Welt uns nichts mehr bieten, so steht uns doch der Himmel mit seiner Fülle zur Verfügung. Gott selbst bietet sich in Christo als Vater an, und diese Liebe, auf die der Mensch in seinem verdorbenen Zustande gar nicht hoffen durfte, die ihm aus freier Gnade aber zuteil wird, heilt die wunde Seele und erfüllt sie mit Hoffnung, Trost und Freude. Als das alte Jahr zu Ende ging, kam diese gute Kunde, uns mit neuer Hoffnung zu erfüllen; wenn unser Leben einst aufhören will, dann wohl uns, wenn dieser Trost uns über die Schwelle der Ewigkeit begleitet. Die Welt nähert sich ihrem Ende, und trübselige Zeiten erwarten uns kurz vor dem Ende, doch der Blick vorwärts, über die Schwelle aus der Zeit in die Ewigkeit gibt denen Mut, auszuharren, die ihre Hoffnung nicht auf diese Welt setzen, sondern auf den, der für sie gestorben und auferstanden ist.

— So wie der Krieg viele ins Gebet getrieben hat, so ist auch die Influenza, welche die Menschheit sichtet, ein Mittel, die Menschen auf ernstere Dinge zu lenken. Erst ging sie einmal wie eine starke Sturzwelle über das Land hin und erschreckte die Einwohner bis ins Mark und Bein. Dann schien sie, hier früher, dort später, fast zu verschwinden, und die Menschen atmeten erleichtert auf. Aber das war verfrüht; es dauerte nicht lange, so wurden die Krankheitsfälle wieder häufiger und mahnten mit erneuter Kraft und Bestimmtheit an die Nichtigkeit des menschlichen Lebens. „Können wir hierin nicht eine Heimsuchung Gottes, ein Zeichen der Zeit erkennen? Gott redet in einer ernsten Sprache zur Menschheit. Wahrlich, kurz und ungewiß ist das Leben und von kurzer Dauer die Zeit! — Möge darum ein jeder sich ernstlich prüfen, alles ins Reine bringen, für Gott und die Ewigkeit leben und sich allezeit bereit halten, Gott zu begegnen. Jeder sollte so leben, als ob ein jeder Tag sein letzter wäre," mahnt der Redakteur einer religiösen Zeitschrift im Blick auf das Wüten dieser Krankheit.

Aus Mennonitischen Kreisen.

David J. Peters, Box 30, Dunelm, Saskatchewan, schreibt den 12. Dezember: „Das Wetter ist schön, die Gesundheit auch wieder somehr hergestellt. Es sind hier auch etliche gestorben an der Flu."

Heinr. Kinfinger, Pandora, O., schreibt: „Gott sei Lob und Dank, daß wieder das Schwert und die Flinten ruhen, hoffe auf langer Dauer, wenn Gott es für gut erachtet." (Wir danken für die Erneuerung der Unterschrift und für die Missionsgabe. Die Kalender werden geschickt. Ed.)

Freeman, S. Dakota, den 11. Dezember. Wir sind gesund und das wünsche ich auch dem ganzen Druckerpersonal bei der vielen Arbeit. Die Influenza hört noch nicht auf, Sterbefälle kommen nur wenig vor. Es ist Gottes Sprache und Rede. Wollte Gott es uns allen tief zu Herzen gehen lassen. Grüßend, Euer wohlwollender Rev. Heinrich Berg Jr.

Woodvort, N. Dakota, den 29. November: L. Br. Wiens! Ich schicke Dir Zahlung für die Rundschau. Die Ernte ist mir in diesem Jahr verhagelt und war nicht versichert. Der Herr wolle uns, die wir so hart betroffen worden, helfen und trösten. Einen herzlichen Gruß an alle Freunde und Leser. Euer trostbedürftiger Conrad Gottfried.

Borden, Saskatchewan, den 11. Dezember.. Ich schicke hiermit einen Dollar für die Rundschau. Wir haben dieses Jahr bei uns einen apart schönen Herbst, was uns auch sehr zustatten kommt. Dem Herrn der Dank. H. S. Penner.

Enid, Oklahoma. L. Editor! Da das Jahr 1918 bald abgelaufen ist, so sende ich Dir einen Dollar für die Rundschau auf ein weiteres Jahr und für den Familienkalender. Ohne die Rundschau will es nicht recht gehen, denn die ist schon zu lange eingekehrt im Hause. Das Wetter ist noch immer schön und naß. Gottes Segen und Wohlergehen zum neuen Jahr. Wilhelm Harms.

Inman, Kansas, den 18. Dezember. Was das Wetter anbelangt, so ist es noch sehr schön: genug Feuchtigkeit und kein Frost. Das Vieh geht alle Tage auf dem grünen Weizen, was viel Futter spart. Euch allen fröhliche Weihnachten und ein glückliches Neujahr wünschend, verbleiben wir H. und Susie Esau.

Hillsboro, Kansas, den 16. Dezember. Es sind hier auch öfters Krankheitsfälle von Flu, aber im Verhältnis dazu sind noch wenig Sterbefälle vorgekommen. Adolf Knaak liegt schwer krank darnieder im Hillsboro Hospital. An seinem Aufkommen wird gezweifelt. Er hat sich einer Operation unterziehen müssen wegen dem öfter so bösen Appendix, und die scheint nicht sehr gelungen zu sein. Dieses möge den Verwandten im Norden zur Nachricht dienen. Adolf ist ein Sohn der Witwe Peter Knaak, Hillsboro. John H. Thimm.

Reedley, California, den 8. Dezember. Wir gedenken, nächste Woche nach Shafter, California, zu ziehen. So wird unsere Adresse „Shafter, California" sein. Wir haben dort 20 Acres Land gekauft, eine halbe Meile von der Stadt. Es wird dort noch Corn (Milomais) geschnitten und gedroschen. Die Gegend ist schon mehr oder weniger beschrieben worden, werde daher davon absehen. Vorletzte Nächt und gestern hat es sanft geregnet. Die Erde ist schön aufgeweicht. Es sieht nach mehr Regen aus. Rosinen zur Stadt fahren ist an der Tagesordnung. H. E. Wall.

Wymark, Saskatchewan. Die Influenza hat hier Hausbesuche gemacht; beinahe in jedem Hause ist alles krank gewesen. Bei uns hat es alle getroffen, und ein verheirateter Sohn ist gestorben. Es sind überhaupt viele gestorben. Aber jetzt ist alles überstanden, doch die Kräfte kommen langsam, und mein Gehör ist von der Krankheit schlecht geworden. Sehr schönes Wetter ist diesen Herbst, was uns sehr passend ist, weil hier das Futter knapp und das Vieh schwer durch den Winter zu bringen ist. Die Ernte war nur klein. Anton Sudermann. (Wir werden das Bestellte sogleich schicken. Dank für die Bestellung. Ed.)

Newton, Kansas, den 17. Dez. Werte Rundschau! Anbei sende ich Zahlung für mein Abonnement. Die Epidemie ist hier auch scharf aufgetreten, so das Kirchen und Schulen zum zweiten Mal geschlossen wurden. Sie sind jetzt noch geschlossen. Für die hier Wohnenden ist das nicht so schlimm, aber für die Bethel College Studenten bringt das große Unkosten mit sich. Das meint was in dieser traurigen Zeit für sie. — Wir verkauften unser Heim bei Bethel Campus letzten Herbst und kauften uns ein Haus in der Stadt, 215 Harrison Str., Block West vom Bethel Hospital ab. Unser lieber Sohn Otto graduierte letzten Sommer auf Bethel College und bekam sein A. B. Degree. Er bekam eine Lehrerstelle in Honolulu, Hawaii. Das ist eine alte Schule, wohl acht Jahre alt und hat jetzt 800 Studenten. Es geht ihnen dort sehr gut. Er heiratete noch ehe er dort hin ging. Seine Frau hat in der nämlichen Schule eine Anstellung als Lehrerin. Otto ist Instruktor in Mathematik, gerade sein Lieblingsfach. — Mit unserer Gesundheit geht es jetzt so leidlich. Von der Flu sind wir bis jetzt verschont geblieben. Unsere Kinder der P. C. Löwen haben bereits ihre Farm hier bei Newton bezogen. Es ist die gewesene Peter Dücks Farm, die jetzt in Los Angeles, California wohnen. Br. Dück ist bereits gestorben. Mit Gruß, Peter Löwen.

Isabella, Oklahoma. L. Br. Wiens! Friede zum Gruß! Es ist hier sehr schönes Wetter und schön naß. Der Weizen wächst sehr und gibt gute Viehweide. Wir sind gesund und wünschen Editor und Lesern die beste Gesundheit. Jacob Thießen.

Boyd, Oklahoma, den 6. Dezember. Wir haben hier viel Krankheit, die Flu. Aber noch sind nicht welche von uns gestorben. Dem Herrn die Ehre! Einen herzlichen Gruß von P. L. Jantzen.

Main Centre, Saskatchewan, den 16. Dezember. Werter Freund Wiens! Da die Zeit wieder da ist, das Abonnement zu erneuern, wollen wir es mit diesem tun. Die Rundschau ist uns immer ein lieber Gast und besonders in der Zeit, wo so viele Sterbefälle sind und mancher Freund oder Bekannter weggerafft worden ist, sind die Nachrichten so sehr wertvoll. Und außerdem enthält sie noch manche belehrende Artikel. Wir haben sie in letzter nur nicht regelmäßig bekommen, No. 47 ist gar nicht gekommen. Wenn möglich, möchten wir sie noch gern haben. (Die Ursache des unregelmäßigen Erscheinens unserer Blätter ist ja bekannt. Viele Postämter haben sie eine Zeitlang gar nicht abgeliefert, weil sie mit einem neuen Gesetz nicht in Widerspruch geraten wollten. Es soll jetzt aber darin eine Aenderung gemacht worden sein. Wenn wir noch die fehlende Nummer haben, werden wir sie gern nachsenden. Ed.) Wir haben bis jetzt ja noch schönes Wetter gehabt: nicht sehr kalt und auch nur wenig Schnee, nicht so viel zum Schlittenfahren. Wir sind auch somehr alle wieder gesund. Nur bei uns Alten finden sich schon Schwächen. Es will nicht mehr sehr gut voran gehen. Die Influenza hat auch sehr große Lücken hinterlassen und tiefe Wunden geschlagen, die nur der Herr heilen kann. Mir ist oft in den Sinn gekommen der Spruch: Rahel beweinete ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen. — So ist es auch hier; wohl ein manches Herz ist untröstlich. Gottes Wege sind nicht unsere Wege, und seine Gedanken nicht unsere. Wir können ja die Wege des Herrn oft nicht verstehen. Gruß an Ed. und Rundschauleser. David H. und Helena Ewert.

Anfrage.

Gouldtown, Saskachewan, den 16. Dezember. Ich möchte anfragen, warum die Rahnen Kinder in Minnesota nicht mehr schreiben. Kommen meine Briefe nicht hin, oder sind sie schon tot. Hier hat der Tod im November mehrere hinweggerafft, so auch unsere Nachbarn von beider Seite. Ich war auch krank, bin aber durchgekommen. Ich bin jetzt aber noch sehr schwach. Gruß von

Jakob und Katharina Thießen
(euer Onkel)

Bekanntmachung.

Gretna, Manitoba, Box 134. Freund C. B. Wiens! Bitte bekannt zu machen, daß wir von Osler, Saskatchewan, nach dem Altenheim in Gretna, Manitoba, gezogen sind, wo wir gedenken unser Leben, so Gott will, zu beendigen. Achtungsvoll,
John J. Wiens.

Mission.

Aus Indien.

(Aus dem „Zionsbote")

Unsere werten Geschwister: Der Friede Gottes sei mit Euch! Erwartungsvoll schauen wir unserem Bestimmungsorte, dem Ziel unserer Reise entgegen. Endlich, endlich muß diese lange Reise doch ein Ende nehmen. Morgen, so Gott will, landen wir im Hafen Colombo, auf der Insel Ceylon. Schon heute erblicken unsere hoffnungsvollen, spähenden Augen die bergigen Ufer dieser ihrer Schönheit wegen so weltberühmten Insel. Unsere Herzen schlagen in froher Ahnung schneller als gewöhnlich. Wir packen schon fleißig unsere Sachen zusammen. Wird das immerwährende Packen noch je ein Ende nehmen? Meine liebe Maria schaut heute auch froher und freundlicher drein. Kein Wunder! Sind wir doch schon seit dem 29. Juni auf der Reise. Sind wir erst in Colombo, so nimmt es immerhin noch drei Tage, bis wir nach Hyderabad kommen auf der Eisenbahn.

Wir sind unserm himmlischen Vater sehr dankbar für Bewahrung, Schutz und Leitung auf der langen Reise. Wie viele Gefahren uns oft drohten, wußten wir nicht. Unsere Reise von Hongkong, China, über Singapore nach Colombo verlief ruhig und angenehm. Wir bedauerten nur, daß wir so ungemein hohe Preise für unsere Schiffsbillete zahlen mußten von Hongkong bis Colombo. Ein alter Missionar, der auch mit uns auf dem Schiff war, tröstete uns damit, daß wir dankbar sein sollten, daß wir als Missionare überhaupt noch fahren konnten, und daß es unsern lieben Gemeinden zu Hause nicht zu schwer fallen solle, in dieser Kriegszeit den außergewöhnlichen Verhältnissen entgegenzukommen. Vielleicht wird es auch bald anders. Bulgarien hält schon um Frieden an. Möchten die andern Länder bald folgen! Dann werden noch einmal die christlichen Missionen aufblühen, wenn auch vielleicht nicht auf lange Zeit. Doch ehe der Herr Jesus wiederkommt, müssen wir fleißig wirken und allen Fleiß daran wenden, um die goldene Ernte einzuheimsen.

„Hinaus, hinaus, ins Erntefeld.
Mit Schnittern ist es schlecht bestellt
Wie könnt' ich Jesu Jünger sein,
Wollt' ich mich vor der Arbeit scheu'n."

Wollen besonders bitten, daß der Herr der Ernte neue Arbeiter aussenden möchte. Unser geliebtes Arbeitsfeld in Indien lei-

det zufolge Mangels an Arbeitern. Teure Geschwister, schon seit 1899 treiben wir hier Mission. Und doch, wie gering ist die Zahl unserer Missionsarbeiter! Unsere Herzen bluten im Blick auf das dürstende Feld. Das Deverakonda Feld hat in 80 Dörfern Christen. Kann eine Missionsfamilie nun diese zerstreut liegenden 80 Dörfer in einem Jahre alle besuchen und auch noch die Hunderte von andern Dörfern, wo Tausende von Heiden sind, zu bereisen Zeit finden? Kann man die Aufsicht über die Schulen und medizinische Arbeit, Bauarbeit und sonstige Arbeiten alle bewältigen neben der evangelistischen und seelsorgerischen Arbeit in den Dörfern. Das sind erschreckende Tatsachen, die uns fast zur Verzweiflung bringen wollen. Es geht uns fast wie dem englischen General Wellington, der auf Waterloo im heißen Kampfe gegen Napoleon stand und beinahe erschöpft sich zu ergeben gezwungen ward, aber in der Hoffnung auf Verstärkung von Seiten der Deutschen unter General Blücher ausrief: „Blücher, oder wir sind verloren!" Auch wir rufen und bitten um Verstärkung, um Zusendung von Brüdern und Schwestern, oder wir verlieren viele teure Seelen.

„Die Halme sinken in den Staub,
Und ernste Arbeit tut sehr not."

Und nun, um vier Tage sehen wir unsere lieben weißen und braunen Geschwister wieder, so Gott will. Dann wollen wir uns einige Stunden der Freude des Wiedersehens hingeben und dann uns mit neuem Eifer ins Arbeitsfeld, in das Gewühl des heißen Kampfes begeben. Betet für uns! In treuer Geschwisterliebe,

J. H. und Maria Voth.

Aus Indien.

Werte Geschwister: Der Friede Gottes sei mit Euch! Ein kurzes Schreiben, das erste in diesem Termin, aus Indien. Am Dienstag, den 8. Oktober, kamen wir wohlbehalten nach langer, ermüdender Reise in Sekunderabad an und wurden am Bahnhof von den Geschwistern Pankratz und Bergtholds, den Schwestern Schellenberg und Hanneman, und vielen eingeborenen Brüdern und Schwestern herzlich in Empfang genommen und nach Hughestown begleitet. Langsam bereiten wir uns vor, nach Deverakonda zu ziehen: kaufen ein, packen und ordnen nun dazu. Dort steht ein Haus für uns bereit, das zeitweilig als Wohnung dienen soll und das in unserer Abwesenheit gebaut wurde. Dann soll das Aufbauen der Station begonnen werden, das eigentliche Wohnhaus, Küche und Nebengebäude, Schule und Kirche, Knaben- und Mädchenheim, Häuser der eingebornen Lehrer und Evangelisten, alles soll in nächster Zukunft errichtet werden. Auch sollte dort ein Hospital gebaut werden, da uns dafür eine Schwester in Aussicht steht, und besonders, weil dort ein unberechenbares offenes Feld für ärztliche Arbeit ist. Meine liebe Frau hat dort im ersten Termin Hunderten von Kranken Medizin verabreicht, die in Scharen um Hilfe kamen. Alles dieses wird ungemein viel Arbeit und Verantwortlichkeit bedeuten. Helft uns beten, alles im Namen Gottes tun zu können und viel Weisheit und Verstand von Oben zu erhalten.

Mit wehen Gefühlen haben wir diese wenigen Tage hier zugebracht. Ueberall um uns her ist Tod und Verderben. Cholera, Pestilenz und besonders eine vorher nie dagewesene Art von Fieber, von den Aerzten „Influenza" genannt, rafft täglich Hunderte hinweg. Man kann nicht auf die Straße gehen, ohne überall Gruppen von Leuten zu begegnen, die ihre Lieben zu Grabe tragen. Es ist schauerlich, schrecklich, herzzerreißend!. Beständig schallen in unsern Ohren die pathetischen, wehmütigen Töne der Trauernden. Am Wege, auf kahler Erde, liegen überall fast nackte Gestalten, mit dem Fieber ringend, stöhnend darnieder. Einige Missionen haben 6—7 ihrer Christen in einigen Tagen begraben müssen. Hier in Hughestown sind zwei dem Fieber erlegen. Die hohen Kriegspreise, Mißernten infolge von Dürre machen es schwer. Leute haben nicht genügend Nahrung, sondern nagen am Hungertuch. Und aus Mangel an Nahrung furchtbar geschwächt, fallen sie dieser tückischen Krankheit leicht zum Opfer.

Ueberall strecken sich magere, abgezehrte Hände uns entgegen, flehend, bittend um eine geringe Gabe. Ach, was soll aus diesen Tausenden werden bis zur nächsten Regenzeit? Und die kommt erst im nächsten Juni! O, wer will helfen? Wer will diese ungeheure Not lindern helfen? Hier wird die kleinste Gabe mit den größten Dankesbezeugung entgegen genommen. Eine Gabe in dieser Zeit, lieber Bruder und liebe Schwester, wird doppelt willkommen sein. Denken wir an diese Elenden, wenn wir an einen schöngedeckten Tisch gehen! Diese Armen schauen uns mit verzweifelnden Blicken, aus hohlen, vor Hunger und Fieber unheimlich leuchtenden Augen an. Denken wir an diese Elenden, wenn wir uns in unser weiches Bett legen. Diese Armen legen sich vor Mattigkeit mit knurrendem Magen auf die harte Erde nieder, um im Schlafe ihren Hunger zu vergessen. Eure für Indiens Not bittenden Geschwister,

Joh. H. und Maria Voth.

Außerdem schreibt Br. Voth noch an Br. J. W. Wiens: „Ich habe es nie wirklich gemerkt, was für ein Unterschied da ist zwischen Amerika und Indien wie jetzt. Es ist einfach entmutigend. Br. Pankratz mußte sich eines Bruches wegen operieren lassen, er ist bald wieder hergestellt. Br. Bergthold und Frau sind in Secunderabad und erwarten Familienzuwachs. Wir sollten jetzt Möbel kaufen und auf unsere entfernte Station Deverakonda ziehen. Wir haben versucht ein billiges Automobil zu kaufen und werden vielleicht ein gebrauchtes erhalten für $600.00 bis $800.00. Ein Pferd und Buggy würde uns an $100.00 kosten und das Futter ist sehr teuer. Unsere Missionare raten uns ein Automobil zu kaufen, weil es endlich doch das billigste ist. Wir haben 98 Meilen bis zur Stadt Nalgonda, das sind 196 Meilen hin und zurück und wir sind schließlich nicht nach Indien geschickt worden, um hier auf Ochsenwagen zu leben, sondern zu arbeiten. Hoffentlich wird niemand dagegen sein, daß wir ein Auto kaufen. Wir werden versuchen das Geld von solchen zu erhalten, die dafür Geld versprochen haben. In manchen Hinsichten fehlt es uns am notwendigsten, weil wir so weit bis zur Bahn und bis zur Stadt haben. Geschwister Pankratz wohnen gerade in der Stadt, Geschwister Bergtholds 24 Meilen von der Bahn und Geschwister Janzens 8 bis 10 Meilen. Natürlich sagten wir den Brüdern, daß sie die erste Gelegenheit hätten, weil sie schon länger hier sind und das Geld für sie geschickt wurde, doch sie stimmten dem alle bei, daß wir es sehr notwendig brauchten und dann gehen Geschwister Pankratz nächstes Frühjahr heim und Janzens auch. Die Rechnung von meiner Reise werde ich später schicken. Wir waren sehr unglücklich darüber, daß die Reise so teuer kam, besonders der lange Aufenthalt in Hongkong. Die Reise von Mountain Lake bis hier kostet $1700. Doch die Zeiten sind einmal so, man kann daheim bleiben oder so teuer bezahlen. Jetzt da wir hier sind, warten ganze Berge von Arbeit auf uns. Die vielen Christen von Deverakonda warten auf uns und jeder wird seine Geschichte zu erzählen oder ein Verlangen haben. Dann ist die Bauarbeit, welche sofort in Angriff genommen werden sollte mit dem Gelde, welches Br. Bergthold hier schon hat, es ist eine ziemliche Summe. Ein Haus ist fertig mit drei geräumigen Zimmer und auch ein Brunnen nahe bei. Wir werden den Plan später dem Komitee senden. Wenn ihr uns jetzt $2000.00 schicken könntet. Wir würden damit eine Küche, ein Aufbewahrungsraum, Unterkommen für die eingeborenen Evangelisten und Arbeiter, ein Schulhaus und eine Kirche bauen. Zur selben Zeit würden wir auch mit dem Fundamente für unser Wohnhaus anfangen. Nun Bruder Wiens, sorge nicht, weil wir so eine lange Epistel haben, es ist für die Arbeit für unsern lieben Herrn. Wir fühlen jetzt ziemlich „blau", wo wir so eine schöne Erholung in Amerika gehabt haben, aber es ist ein Opfer für unsern teuren Herrn Jesus, hier zu leben für das umnachtete Indien Wir hatten gestern eine gesegnete Gebetsstunde, ich sprach über Psalm 50, 15. Wir fühlen Jesus unser Meister ist bei uns. Noch eins, um Gottes Willen und in Jesu Namen schickt uns mehr Missionare, Gott wird den Weg öffnen."

Fortsetzung von Seite 7

ganzen Linie entlang Fortschritte, wie die Welt sie in Jahrtausenden nicht gesehen hatte. War es ein Wunder, das enthusiastische Bewunderer der neuen Zeit glaubten, jetzt seien alle Schäden der Menschheit geheilt?

Die neue Zeit hat ihre Lichtseiten, ohne Zweifel. Die Schulbildung hob sich; sie wurde auch dem Armen zugänglich. Die sittlichen Prinzipien des Christentums kamen — oft unbewußt— zur besseren Gel-

tung. Die Menschen wurden toleranter gegeneinander. Edle Bestrebungen aller Art fanden großen Anklang.

Aber der Lichtseite stand eine Schattenseite gegenüber. Es erhob sich das drohende Gespenst des Klassenhasses. Die in den riesig anwachsenden Großstädten angesammelten Menschenmassen, das Proletariat, verlangte einen größern Anteil an den Freuden des Daseins; die Konzentration des Reichtums, der empor wuchernde Kapitalismus brachte den Sozialismus hervor. Der sozialistische Zukunftsstaat wurde das Zukunftsparadies für Millionen mühseliger und beladener Menschenkinder.

Der Verwirklichung des sozialistischen Zukunftsstaates, der der Menschheit das ersehnte Glück bringen sollte, stellten sich anscheinend unübersteigliche Hindernisse entgegen. Die bestehenden Staatsordnungen, ob monarchisch oder republikanisch, wollten nicht sozialistisch werden; das wirtschaftliche System, unter dem Handel, Industrie und Verkehr getrieben wurden, waren kapitalistisch und bekämpften den Sozialismus. Die feindselige Stellung, die der Sozialismus in den meisten Ländern gegen die Kirche einnahm, stempelte ihn als religionsfeindlich und hielt das christliche Element davon ab, ihm Sympathie entgegen zu bringen.

Dieser Krieg hat aber dem Sozialismus stark in die Hände gearbeitet. Die neuen Republiken, die in Europa entstehen, sind sozialistische Schöpfungen. Werden sie die Hoffnungen der leidenden Menschheit erfüllen? Werden sie der kampfmüden Welt den wahren Frieden bringen? Oder wird sich ein neuer Kriegsruf erheben: „Wir müssen die Welt sichern gegen den Sozialismus!"? Das wäre gar nicht unmöglich. So hohe Ideale Präsident Wilson auch proklamiert, so können die sich auftürmenden, internationalen Probleme doch nur auf dem Boden der nüchternen Wirklichkeit gelöst werden. Nationale Selbstsucht und Herrschgier werden sich alsbald breit machen.

Wenn es aber in der Tat besser werden soll in der Welt, so kann es nur geschehen, durch den Geist der Liebe, der von Gott kommt. Einem Dichterwort zufolge wird die Welt zusammengehalten durch Hunger und durch Liebe. Aber der Hunger ist ein schlechtes Bindemittel. Dadurch werden auch die Wölfe im Rudel zusammen gehalten, bis einer geschossen wird, dann fallen die andern über ihn her und fressen ihn auf. Das ist auch bei den Menschen eine nur zu traurige Tatsache.

Die Liebe aber, die das Weltgetriebe im Gang halten soll, bewährt sich auch nicht immer. Es gibt viel Liebe in der Welt, auf die sich das im 13. Kapitel des ersten Korintherbriefes nicht anwenden läßt. Es ist nur die Liebe Gottes, die helfen kann. Diese Liebe muß uns in ihrer Größe und Tiefe immer mehr zu einer beseligenden Erfahrung werden. wir müssen an diese Liebe glauben und sie im Herzen tragen. Sie befähigt uns dann, auch zu unsern Mitmenschen eine andere Stellung einzunehmen. Das ist überhaupt das Kennzeichen wahrer Gottesliebe, ob sich die Liebe auch auf die Mitmenschen erstreckt. Es ist ja viel leichter, Gott zu lieben, als die Menschen. Denn Gott bereitet uns keine Widerwärtigkeiten wie die Menschen. Wenn sie sich häßlich, undankbar, neidisch gegen uns betragen, so erkaltet und ermattet die Liebe sehr rasch, wenn sie nicht durch die Gemeinschaft mit Gott genährt wird. Wer einmal recht über das Wesen der Liebe nachdenkt, wie 1. Kor. 13 sie uns zeigt, der wird bald die Erkenntnis gewinnen, daß die Liebe nicht nur das Größte ist, sondern auch das Schwerste, das von einem Menschen verlangt werden kann. Es ist kein Wunder, daß solche Liebe so selten ist. Aber die Hoffnung der Menschheit, das Glück und der Friede der Welt kann in nichts anderem beruhen, als darin, daß diese Liebe zur herrschenden Macht wird. Eher wird's nicht besser. —Der Presbyter.

Canadas „brennender Sand."

Zwar sind sie nicht einzig in ihrer Art, die Teersand-Felder des canadischen Nordwestens, denen die Indianer schon vor vielen Generationen den obigen Namen gegeben haben; sie kommen doch sehr selten in so großer Ausdehnung heutzutage vor. Diese Felder liegen etwa 250 Meilen nördlich von Edmonton, Alberta, und enthalten Sand, welcher verhältnismäßig reich an Erdpech oder Bitumen ist. (Bekanntlich auch einer der Hauptbestandteile der Weichkohle und des Petroleums.) Der Stoff brennt heftig mit starker rauchender Flamme, und hinterläßt eine Asche vom reinsten Sand.

Längst benützten die rothäutigen Eingebornen diesen Teersand als Brennstoff, sowie auch zum Verkleben ihrer Birkenholz-Kanoes. Die Weißen haben erst neuerdings seine Verwendung ernstlich in's Auge gefaßt oder überhaupt seinen Wert erkannt; sie wollen ihn jetzt in Sprengstoffe verwandeln oder späterhin, unter friedlichen Verhältnissen, in Farben.

Dieser Schatz liegt nicht etwa tief in Minen begraben, sondern vielmehr an der Oberfläche und wird vom einen Ende zum andern durch einen schiffbaren Strom, den Athabaska, durchschnitten. Der Teersanddistrikt bedeckt etwa 2500 Quadratmeilen und liegt über einem Bett von Devonischen Kalksteinen, bis zu einer Tiefe von 150 bis 250 Fuß. Aus diesem Sande fließen auch die bituminösen Springquellen, über welche schon der Forscher Mackenzie geschrieben hat. Da und dort hat der Sand seine Oberfläche wie gehärteter Asphalt, an anderen Stellen ist er eine bildsame Masse, und wiederum anderswo dringt Rohpetroleum tatsächlich aus dem Sande empor, oder auch ganz reiner Teer.

Durchschnittlich enthält die Masse 15 Prozent Erdpech, 4 Prozent Wasser und 81 Prozent wirklichen Sand. Anfänglich hielt man es für das beste, den Teersand als Ersatz für Asphalt zum Wegebauen, Dachdecken usw. zu verwenden; weiterhin erörterte man den Gedanken, ihn zu Ziegeln oder Briketts zu pressen und als Brennmaterial zu benutzen. Doch 1914 und noch mehr in den nächstfolgenden Jahren richtete man sein Augenmerk vorzugsweise auf die chemischen und explosiven Eigenschaften dieses Sandes. Tausend Quadratmeilen solchen Landes enthalten nach mäßiger Schätzung von Sachverständigen, bei einer Mindestdichtigkeit von 150 Fuß für den Teersand, annähernd dreißig Kubikmeilen des bituminösen Sandes. Wir gelangen also sogleich zu gewaltigen Ziffern! Es ist dabei ganz von dem Teeröl abgesehen, welches an vielen Stellen fort und fort nach oben)uillt.

Und überdies ist das obige Teersandlager nicht das einzige dort herum, sondern es sind neuerdings noch andere von bedeutender Ausdehnung und Mächtigkeit zwischen dem Athabaska- und dem Peace-River ermittelt worden! Schon zuvor hatte die Sache die lebhafte Beachtung verschiedener ausländischer Interessen erregt; vorerst haben die Canadier allein den Daumen darauf. Diese spekulieren auch schon jetzt, eine wie große Farben-Industrie sich in künftigen Zeiten auf diesem Teersand wird aufbauen lassen. Saats-Anzeiger, N. D.

Heimgang unserer Kinder.

Von Charles Thiele.

Wenn Gott ein Kind zu sich nimmt, so geschieht solches immer nach den ihm eigenen Principien des Rechtes. Das Kind gehört streng genommen Gott an und ist als ein uns geliehenes Gut zu betrachten. Derselbe Herr, der allerdings durch menschliche Vermittlung das Kind ins Leben rief, darf mit Fug und Recht das den Eltern anvertraute Kleinod zurückfordern. Wer wollte es ihm wehren? Wie einst Abraham, müssen wir uns zu jedem, selbst zum größten Opfer verstehen können. Die religiöse Praxis in trüben Zeiten muß unbedingt im Einklang stehen mit dem theoretischen Bekenntnis unserer Liebe zu Gott in guten Tagen. — In einem großen Garten blühten Blumen der verschiedensten Art. Dem Gärtner war eine ungewöhnliche Pflanze besonders lieb und wert. Als er eines Tages des Weges ging, sah er zu seinem großen Bedauern, daß die mit besonderer Sorgfalt gepflegte Pflanze fehlte. Als er jedoch erfuhr, daß der Eigentümer des Gartens die Schönheit derselben gewürdigt und sie an einen viel besseren Ort seiner Parkanlagen versetzt hatte, gab er sich zufrieden. Leidtragende Eltern, wollt ihr noch weiter trauern, daß der Herr, in dessen Dienst ihr steht, eine ihm gehörende, jedoch euch zur zeitweisen Pflege überlassene kostbare Pflanze in seinen himmlischen Garten versetzt hat?

Ein guter Trost besteht auch darin, daß das Kind den zahlreichen Versuchungen und Leiden des Erdenlebens enthoben ist. Das Leben bildet bekanntlich eine ununterbrochene Kette von Freuden und Leiden, von erfüllten Hoffnungen und Enttäuschungen. Selbst unter den glänzendsten irdischen Verhältnissen lebend, hat jedes Kind viele Leiden und Trübsale zu gewärtigen. Kann es immer an der Mutter Brust und an des Vaters Seite bleiben? Muß es nicht über

kurz oder lang ins feindliche, kampfes- und versuchungsreiche Leben treten? Soviel ist gewiß, dem Kinde ist des Lebens Kampf und Hitze erspart geblieben; frei von Sünde und Not soll es im Paradies für Gott und sein Reich erzogen werden.

Während der Tod von erwachsenen Angehörigen, die nicht in Berührung mit dem Leben spendenden Christus gekommen, bange Fragen in unserm Innern aufsteigen läßt, haben wir beim Heimgang junger Kinder die felsenfeste Ueberzeugung, daß sie, kraft des Versöhnungstodes Christi, ohne irgendwelche Sündenschuld und Strafe sterben. Folgender Ausspruch Christi ist so klar und deutlich, daß er jede Spur von Zweifel oder Unruhe im Keim ersticken sollte: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich," Matth. 19, 14.

Ratschläge aus früherer Zeit.

Mit der herbstlichen Jahreszeit erscheinen wieder die kleinen Beschwerden, die für die im Haushalt selbst mitarbeitende Hausfrau recht unangenehm werden können und auch den Dienstboten viel Pein bereiten. Es sind das die aufgesprungenen Hände, die rauhe Haut im Gesicht und an den Schläfen. Dagegen gibt es ein recht einfaches und gutes Hausmittel, zu dessen Bereitung man die Reste von Stearinkerzen gut verwenden kann. Man schabt die Lichtstümpfchen, nachdem man den verkohlten Docht abgeschnitten und Staub und Ruß davon entfernt hat, fein auf weißes Papier, schüttet die Masse in ein sauberes Töpfchen und läßt sie auf dem Herde schmelzen. Dann gibt man die gleiche Menge reines, süßes Mandelöl dazu, vermengt es gut mit dem Stearin und füllt das noch warme Oel in kleine, gut schließende Blech- oder Porzellandosen, läßt es darin erstarren, verschließt es dann gut und bewahrt es kühl auf. Wenn man von dieser Salbe nach jedem Waschen des Gesichts und der Hände eine Kleinigkeit gut auf der Hand verreibt, sie einige Minuten in die Haut einziehen läßt und dann mit einem weichen Tuche ohne starkes Reiben, den Fettüberschuß entfernt, wird man über kein Aufspringen und Rauhwerden der Haut zu klagen haben und sehr bald den wohltätigen Einfluß dieser einfachen Salbe spüren, die die Hand sehr weich und zart macht. Will man die Salbe etwas parfümieren, so füge man ein paar Tröpfchen Veilchenparfüm hinzu.

Aus dem „Zionsbote".

Maria Hildebrand, geborne Töws, unsere Gattin und Mutter, wurde geboren am 15. Dezember alten Stils, oder am 27 Dezember neuen Stils, anno 1854, in Fischau an der Molotschna, Süd-Rußland. Sie wanderte mit ihrer verwitweten Mutter und ihren andern Geschwistern nach Amerika aus, wo sie anno 1875 bei Hillsboro, Marion County, Kansas, von Aeltester Jakob A. Wiebe getauft wurde auf den Glauben an ihren Erlöser. Am 2. November 1878, hat sie sich mit Witwer Kornelius Dürksen, früher Alexandertal, Süd-Rußland, verheiratet. Vater Dürksen war schon zum zweitenmal Witwer. Aus erster Ehe waren noch fünf Kinder: zwei Söhne und drei Töchter am Leben, acht waren aber schon in die Ewigkeit hinübergegangen. Aus zweiter Ehewaren keine Kinder, nur etliche Stiefkinder. Unser Vater Kornelius Dürksen starb am letzten Mai,. 1888, selig im Herrn nach anderthalbtägiger schwerer Krankheit, und hinterließ die liebe Mutter mit sechs Kindern: fünf Söhnen und einer Tochter. Sie nahm dann ihre Zuflucht zum Herrn, der sollte ihr Führer und Leiter und der Vater der verwaisten Kinder sein. Sie hat sich am 6. März 1892, wieder verheiratet mit Jakob J. Hildebrand von Hoffnungstal, Marion County, Kansas. Aus dieser Ehe sind zwei Kinder: ein Sohn und eine Tochter, hinterblieben, beide am Leben und bis zum Tode bei ihr. Die liebe Mutter hat ein sehr bewegtes Leben, voller Beschwerden und Kämpfe hinter sich. Sie ist uns eine betende Mutter gewesen, die ihre Kinder alle auf betendem Herzen getragen hat. In letzter Zeit ist sie viel krank gewesen und litt schon seit Jahren an einem Magenleiden, welches sich zuletzt als Magenkrebs entwickelte, welchem sie auch nach großen Schmerzen erlegen ist. Den letzten Tag fing sie schon um acht Uhr morgens an zu sterben und von der Zeit an fühlte sie, wie es schien, keine Schmerzen mehr, hauchte aber erst um 15 Minuten vor drei Uhr nachmittags den letzten Atemzug aus. Sie hatte endlich überwunden durch des Lammes Blut und ist nun selig in Jesu Armen und sicher an seiner Brust. Sie starb am 3. Dezember, 1918, zu Reedley, California, im Alter von 63 Jahren 11 Monaten und 6 Tagen. Sie hinterläßt ihren Gatten, sechs Kinder aus erster Ehe und zwei aus zweiter Ehe, welche alle am Leben sind. Sie ist Großmutter geworden über 29 Kinder, von denen ihr vier schon vorangegangen sind. Wir betrauern ihren Tod, indem wir nun nicht mehr eine betende Mutter hier auf Erden haben, denn sie hat viel, viel für die Ihrigen gerungen und oft heiße Tränen vergossen, doch gönnen wir ihr von Herzen die Ruhe. Eins war ihr in letzter Zeit noch recht schwer, was ihr auch das Abscheiden schwer machte. Der eine Sohn, David, war mit einmal verschollen und hatte wohl schon an fünf oder sechs Monate nichts von sich hören lassen, und sie wollte doch so gerne wissen, wo er sei und ob er noch am Abend nach dem Begräbnis der lieben Mutter ein Telegramm bekommen von Bruder

Jakob, daß Bruder David in einem Lumber-Camp in Oregon ist. Wie hätte die Mutter sich gefreut, dieses noch zu erfahren. Hingegen wie mag der Bruder fühlen, wenn er nun erfährt, daß die liebe Mutter nicht mehr hier ist. Sie wurde den 5. Dezember dem Schoße der Erde übergeben. Wir wollen darnach streben, sie einmal wieder zu treffen.

Der „Wahrheitsfreund ist gebeten, dieses zu kopieren, damit alle Freunde und besonders die vielen Verwandten es erfahren möchten. Lieber Vetter Peter P. W. Töws, Deinen Brief erhielt die Mutter noch ein paar Tage vor ihrem Tode und er war ihr viel wert. Solltest Du dieses zu lesen bekommen, so lasse es auch unsern Onkel, Deinen Vater, wissen.

Auf Wunsch des Vaters und der andern Geschwister habe ich, ihr zweitältester Sohn, so gut ich wußte und konnte, dieses aufgestellt. Peter T. Dürksen.

Reedley, California, den 5. Dezember 1918. Werter „Zionsbote"! Wir möchten bitten, wieder einen Bericht in deinen Spalten aufzunehmen und zwar wieder eine Trauerbotschaft, denn es sind noch nicht zwei Jahre her, als unser lieber Vater J. J. Suderman heimgerufen wurde, und nun hat die Hand des Herrn wieder so tief in unsere Familie eingegriffen, indem Er unsern lieben Sohn und Bruder durch den Tod von uns genommen hat.

Aaron B. Sudermann wurde am 15. Dezember, 1894, zu Lehigh, Kansas, geboren. Dort erhielt er auch seinen ersten Schulunterricht. In seinem 12. Lebensjahr ging er mit seinen Eltern nach California auf eine Ränch nahe Reedley. Von hier aus setzte er seine Schularbeit weiter fort, bis er die Elementarschule beendigt hatte. Nachdem er nun zwei Jahre auf der Ränch gearbeitet hatte, nahm er sein Studium wieder auf in der Hochschule, von welcher er im Jahre 1916 graduierte. Die nächsten zwei Jahre arbeitete er als Clerk im Store, bis er am 15. Juli dieses Jahres dem Rufe der Regierung folgen mußte und nach Fort McDowall, nahe San Francisco, geschickt wurde. Es war dieses ein schwerer Schlag für uns, denn wir hingen mit innigster Liebe an ihm, zumal er der jüngste in der Familie war. Nicht lange nachdem er im Cämp war, mußte er nach einer gründlichen Untersuchung sich einer Operation unterwerfen. Er war sechs Wochen im Militär-Hospital, woselbst er sehr gute Pflege hatte. Ausgangs September hatten wir die Freude, ihn besuchen zu dürfen und fanden ihn munter, frisch und stark. Wir durften 1½ Tage ungestört und in herzlicher Liebe miteinander verkehren. Er glaubte, er würde noch einmal über Sonntag heimkommen können, und schrieb auch am 1. Oktober: „Mutter, zu nächsten Sonntag komme ich heim — ". Doch statt dessen wurde er mit seiner Company transferiert nach Fort Barry auf eine Insel nahe San Francisco. Etwa eine Woche später, an dem Tage, da sie nach Frankreich abreisen sollten, brach die Influenza aus im Cämp und sie wurden unter Quarantäne gestellt. Am 26. Oktober schrieb er, daß er fünf Tage krank gewesen sei an Erkältung, fühle aber besser. Jedoch am 28. Oktober kam ein Telegramm vom Hospital in San Francisco, daß er sehr krank sei an Lungenentzündung — eine Komplikation der Influenza. Sein Bruder Heinrich und seine Schwester Anna fuhren gleich hin und fanden ihn sehr krank, doch bei vollem Bewußtsein. Sie konnten noch vieles mit ihm besprechen und auch mit ihm beten, welches ihm auch immer zur Freude und zum Trost gereichte. In seinen jüngern Jahren wirkte der Geist Gottes an seinem Herzen. Er zeigte auch Willigkeit, demselben zu folgen und fand Vergebung seiner Sünden, konnte aber in späteren Jahren nicht so ganz für den Herrn einstehen, hielt aber fest an seinen Erfahrungen und traute auf Gott auch in Bezug auf seinen Kriegsdienst. Er glaubte fest an die Leitung und die Führungen Gottes. Er schrieb auch in seinem letzten Brief: „Ich traue ganz fest darauf, daß Gott mich so führen wird, wie es gut für mich ist." Gottlob, er hat es getan, wenn auch nicht so, wie wir es gedacht oder gehofft haben, denn daß es ihm gefallen, sein junges Leben so schnell dahin zu raffen können wir nicht verstehen, doch —

> Dort werd' ich das im Licht erkennen,
> Was hier auf Erden dunkel war,
> Das wunderbar und herrlich nennen,
> Was unerforschlich hier geschah.
> Dort schau ich im Zusammenhang
>
> Des Höchsten Rat mit Preis und Dank.

Viel ist für ihn gebetet worden und Gott hat die Gebete erhört. In seiner Krankheit führte Gott ihn tiefer. Er hatte ein tiefes Verlangen nach dem wahren Frieden, denn am 30. Oktober sagte er: „Sagt mir etwas von dem Frieden, von dem Mutter spricht." Noch am selben Abend bekam er Freudigkeit auf Grund von Ev. Joh. 3, 16, und seitdem war er immer froh in seinem Heiland. Obzwar er auch noch gerne gesund geworden wäre, so war er doch ergeben und getrost heimzugehen. Er war bei klarem Bewußtsein bis etwa zehn Minuten vor seinem Ende. In der letzten Nacht, etwa vier Uhr morgens, als man ihm Mut zusprach, anzuhalten, denn bald würde er beim Heiland sein und auch seinen Vater sehen, sagte er: „Ich kann beinahe nicht warten, bis ich dort bin." Noch ein paar Stunden und mit freundlichem Lächeln, als man zu ihm sagte: „Aaron, wir sehen uns im Himmel wieder", nickte er und bald war seine Seele entflohen. Er starb am 5. November um acht Uhr morgens im Alter von 23 Jahren, 10 Monaten und 20 Tagen.

Der Schmerz ist groß, umsomehr da der Krieg jetzt vorüber ist und wir erwarten könnten, daß er vielleicht bald heimkommen würde. Doch wir wollen nicht zu sehr trauern, denn wir wissen, es gibt ein Wiedersehen.

Die Leiche wurde in Begleitung eines Soldaten am Freitag morgen, den 8. November, heimgeschickt und am selben Tage um zwei Uhr nachmittags fand das Begräbnis statt. Eine kurze Feier wurde im Trauerhause abgehalten. Br. M. B. Fast las Ps. 90 und Off. Joh. 21, 1—7 und machte etliche passende Bemerkungen darüber. Das Quartett sang: „Selig in Jesu Armen". Da die Kirchen wegen der Influenza geschlossen wurden, wurde der öffentliche Trauergottesdienst auf dem Kirchhofe abgehalten. Br. H. J. Krehbiel hielt die Leichenrede in englischer Sprache über Joh. 11, 35: „Jesus wept." Er hielt eine rührende und doch tröstliche Ansprache.

Unser Aaron ist ein Opfer des Krieges und der Epidemie geworden, aber er hat überwunden und über kurz oder lang sehen wir ihn wieder. Er hinterläßt seine tief trauernde Mutter, zwei Brüder und drei Schwestern, nebst vielen Freunden, die seinen frühen Tod betrauern.

Die Familie.
—„Zionsbote".

Die bedauernswerten Menschen sind diejenigen, welche zwar Pflichtgefühl, aber nicht die Kraft besitzen, ihm zu genügen. Wie gut könnte solchen geholfen werden durch den, von dem geschrieben steht: Er gibt dem Müden Kraft und Stärke genug dem Unvermögenden.

Im Dienste Gottes liegt allein die wahre Freiheit, während das Freisein von Gott die ärgste Knechtschaft ist. In der Unterordnung unter Gott ist Freiheit, weil die Lossagung vom eigenen ich damit verbunden ist.

Erzählung.

Thamar,

oder

Die Zerstörung Jerusalems.

Fortsetzung.

Während die verschmachteten, verblendeten und rasenden Verteidiger des Tempels, Simon und Johannes an der Spitze, diesen ihren letzten verzweifelten Ausfall wagten und mit blutigen Köpfen in ihr selbergewähltes Gefängnis zurückgeworfen wurden, machte Thamar, die vor Hunger nun auch fast ihrer Glieder nicht mehr mächtig war, sich auf, um noch einmal zu versuchen, ob sie nicht irgendwo ein wenig Nahrung finden könne; wenn auch dieser Versuch fehlschlage, wie in den letzten Tagen so oft, so wollte sie sich hinlegen, ihre Seele in Gottes Hand befehlen und sterben. Schon zwei Stunden lang war sie umhergewandert und hatte nichts gefunden, als in einer Mauerritze etwas Moos und am Fuße des Mariamneturmes einen tot herabgefallenen Vogel, welches beides sie mit Gier verschlungen. Es war nahezu Mittag und die Sonne glühte, als wollte sie das Mark in den Knochen schmelzen. Thamar hatte sich auf einen großen Kieselstein am Wege im Schatten eines Hauses gesetzt, um auszuruhen und sich dann nach Hause zu schleppen. Da kam eine wilde Bande lärmend um die Ecke dahergetaumelt, die offenbar irgendwo in der Nachbarschaft Wein entdeckt und sich berauscht hatte. Als sie Thamar erblickten, sprangen gleich drei oder vier auf sie zu, der frechste von ihnen schlang seinen Arm um ihren Hals und mit seinen trunkenen Augen sie schamlos anlachte: „Komm, Kätzchen, laß uns das Leben genießen!" Mit einem heftigen Stoß warf die Jungfrau den unverschämten Strolch zurück und entsprang wie ein gescheuchtes Reh. In einem halben Dutzend aber flammte, als sie die hohe Gestalt enteilen sahen, die fleischliche Begierde noch wilder auf und sie jagten der Aufgeschreckten nach.

Die Angst vor dem Verluste dessen, was ihr teurer war, als das Leben, lieh ihr Flügel und gab ihr unerwartete Kräfte. Sie lief, immer von den betrunkenen und ihr unflätig nachrufenden Wüstlingen gefolgt, über die Brücke an den Türmen Simons und Johannis vorbei, bog dann rechts an der Tempelmauer hinab nach Süden, ohne zu wissen, wo sie Zuflucht vor ihren Verfolgern finden solle. sie lief links nach Osten und wieder links um den Palast Salomos herum nach Norden die Anhöhe Opfel hinauf. Ihr Atem wollte ausbleiben, ihre Pulse flogen, ihr Angesicht glühte und ihre Knie wollten zusammensinken, und immer noch hörte sie die wüste Horde hinter sich her keuchen und fluchen. Ein Aufschrei der Todesangst entrang sich ihrem gequälten Herzen und flehte zu dem Schirmer der Unschuld empor. „Jesus von Nazareth!" schrie sie in ihrem Herzen, das springen wollte, „rette mich, und ich bin dein auf ewig!"

Da erblickte sie an der Felswand, die ihr entgegenstarrte, etwa fünfzehn Fuß vom Boden, eine Oeffnung wie eine Tür und eine steinerne Treppe, die zu ihr hinauf führte. Mit letzter, übermenschlicher Anstrengung flog sie die Stufen hinan und warf sich in die dunkle Oeffnung hinein. Sie fiel auf einen steinernen Boden, kroch auf Händen und Füßen noch eine kurze Strecke in das Finstere vorwärts, und sank dann zum Tode erschöpft dahin; ihre Sinne schwanden.

Die Tür, in welche Thamar bei dieser verzweifelten Hetze gejagt worden, war der Eingang zu dem berühmten unterirdischen Gang, welchen Salomo von hier, dem südlichen Abhang des Moriah, bis zu der Pforte des innern Tempels, dem Brandopferaltar gegenüber, hatte ausmauern lassen und durch welchen dieser glänzende König selber oft mit den Großen seines Reiches sich in den Tempel begeben. Er war die Bewunderung der Königin von Saba gewesen. Seine Länge betrug 250 und seine Breite 42 Fuß. Er stieg sanft aufwärts, war mit kunstvoll behauenen Steinen ausgemauert und das Gewölbe mit gewaltigen Steinpfeilern gestützt. Einzelne Oeffnungen oder Fenster von oben verschafften ihm ein mattes Dämmerlicht. Er befand sich jetzt jedoch bei weitem nicht mehr in so gutem Zustande, wie zur Zeit seines weisen Erbauers.

Als Thamar aus ihrer todesähnlichen Erschöpfung sich wieder auf sich selbst besinnen konnte, drückte sie ihre marmorbleiche Stirn gegen das feuchte, kalte Pflaster und ihre durch und durch erschütterte Seele brach unter krampfhaftem Schluchzen in das Gebet aus: „O Jesu, du Gekreuzigter von Golgatha! Hier liege ich verlorene Sünderin, ich fluchwürdiger Wurm vor deinen Füßen. Erbarme dich mein, erbarme dich mein! In deine Arme werfe ich mich auf Tod und Leben. Gehe ich unter, so gehe ich dir unter. Lebe ich, so lebe ich dir. Laß mich erfahren, daß du mein Gott und mein Erlöser bist!"

Da wurde ein Lärmen und Schimpfen am Eingang immer lauter. Viele rauhe, grobe und vom Wein heisere und lallende Männerstimmen klangen durcheinander.

„Wo ist die schöne Tochter des neuen Propheten?"

„Hier in Salomos Gang ist sie geflüchtet!"

„Schurke, du lügst, du hast sie beiseite geschafft, um sie für dich allein zu behalten!"

„Da hast du eins auf dein Lästermaul!"

„Friede hier! sagte ein anderer. „Wir sind alle gleiche Brüder des Hungers und des Todes. Alles ist uns gemein, auch die schönen Dirnen! Kommt, laßt uns doch das Gewölbe des alten Tyrannen untersuchen!"

Thamar taumelte auf und drang, so rasch sie bei dem Halbdunkel und ihrer Ohnmacht konnte, vorwärts. Die Luft um sie wurde immer dicker vom Geruch verwesender Leichname. In ihrer Hast stolperte sie über einen dunklen Gegenstand und fiel hin. Es war ein Toter, dessen verfaultes Fleisch durch den Stoß von Tha-

mar's Füße auseinander fiel. Einige zwanzig Schritte weiter wimmerte ihr ein leises Aechzen entgegen. Er kam von einer Frau, die am Boden lag und verschmachtete. Drei Kinder lagen am Boden neben ihr, bereits verhungert. Die Flüchtige beugte sich zu ihr nieder, um ihr wenigstens ein Trostwort zuzuflüstern. Da schnappte das Weib mit gefletschten Zähnen nach ihr und riß ein kleines Stück Fleisch aus Thamars linker Hand, so daß ihr Blut auf das Angesicht der Unglücklichen niedertropfte. Thamar stöhnte auf vor Schmerz. Dann sagte sie, da ihre Verfolger zu zögern schienen: „O bejammernswerte Leidensgenossin! Gott ist barmherzig und gnädig und von großer Güte und Treue. Er beweist Gnade in tausend Glied und vergibt Missetat, Uebertretung und Sünde. Er hat seine Verheißung erfüllt und den Messias gesandt, Jesus von Nazareth."

„Du lügst!" hauchte die Sterbende, wandte ihr Angesicht mit halb schon gebrochenen Augen etwas auf die Seite, als wolle sie nichts mehr hören, und verschied. Jetzt kamen da vorne die scheuen Gestalten bewaffneter Männer den Gang herab aus dem Tempel. Es war der eiserne Beherrscher der Juden, Simon, und etliche hochstehende Begleiter, die jetzt den Tempel, das noch übrige Heer und alles den siegreichen Römern preisgaben und durch Flucht ihr Leben zu retten suchten. Thamar duckte sich rasch in den Schatten eines Pfeilers. Die Flüchtlinge eilten dicht an ihr vorüber dem Ausgange zu, wo sie den eindringenden Wüstlingen begegneten. Einer von diesen erkannte sofort den gewaltigen jüdischen Anführer und murmelte erstaunt: „Ha, Simon! Auf der Flucht!" Augenblicklich erhielt er von dem vorbeihuschenden Anführer für sein vorlautes Wort einen Schwerthieb über den Schädel, daß er lautlos zusammenbrach. Jetzt wurde auch das Getöse, welches da vorne von der Tempelstätte hernieder in dieses Gewölbe erscholl, immer lauter, immer schauerlicher und ein Krachen wie von zerplatzenden Marmorblöcken dröhnte donnerähnlich in diesen dunklen unterirdischen Räumen wieder. Thamar, die den Ausruf des Niedergeschlagenen gehört, erkannte sofort, daß jetzt die Römer Herren des Tempels sein müßten, und, vorwärts blickend, sah sie, daß die Flüchtlinge die Pforte des innern Tempels in ihrer Eile nicht fest wieder verschlossen, sondern die Tür nur angelehnt hatten; denn der Widerschein eines Feuers, das im Tempel wüten mußte, flackerte durch die Spalten herein und ein erstickender Rauch begann das Gewölbe zu erfüllen. Rasch entschlossen rief sie: „Jesu, in deinem Namen vorwärts!" raffte ihre letzten Kräfte zusammen und schleppte sich auf die Pforte zu.

In den Nachmittagsstunden dieses Tages kamen lange Prozessionen in bunten Scharen vom Zion hernieder und aus andern Teilen der Stadt über die Brücke gezogen und sammelten sich zu Tausenden bei dem Tempel an. Es war Eleazar mit seinen Anhängern. Fortsetzung folgt.

Wie siehst du aus?

Ein kleines Straßenkind wurde einmal zu Weihnachten krank ins Hospital gebracht. Da hörte es die Geschichte wie Jesus in die Welt kam. Eines Tages, als die Schwester zu ihm kam, hielt sie „Klein-Besenstiel" (das war ihr Straßenname) fest und flüsterte: „O, ich fühle so wohl hier, so sehr, sehr wohl! Nun werde ich wohl bald wieder fort müssen, wenn ich gesund bin, aber die guten Tage nehm ich doch mit—etwas davon sicher. Weißt du, daß Jesus geboren ist?" — „Ja," antwortete die Schwester, „aber du darfst nicht mehr sprechen." —„Du wußtest es schon? Ich fand gerade, du siehst so aus, als ob du's noch nicht weißt, und da wollt ich's dir erzählen."— „So, wie sah ich denn aus?" fragte die Schwester, die in ihrem Erstaunen ihre Anweisung vergessen hatte. „O, gerade so wie die meisten Leute — so, so brummig. Ich hätte nicht gedacht, daß man brummig aussehen könnte, wenn man weiß, daß Jesus geboren ist."